VII. Jahrg. Januar 1933 Erik Carstens. Nr. 1

Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik

Editha Sterba

Ein abnormes Kind

Aus seiner Krankengeschichte und Behandlung

Preis dieses Heftes Mark 1·—

Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik

Begründet von Heinrich Meng und Ernst Schneider

Herausgeber:

August Aichhorn
Wien V, Schönbrunnerstraße 110

Dr. Paul Federn
Wien VI, Köstlergasse 7

Anna Freud
Wien IX, Berggasse 19

Dr. Heinrich Meng
Frankfurt a. M. Marienstraße 15

Prof. Dr. Ernst Schneider
Stuttgart, Gänsheidestraße 47

Hans Zulliger
Ittingen bei Bern

Schriftleiter:

Dr. Wilhelm Hoffer, Wien, IX., Lustkandlgasse 12

12 Hefte jährlich M. 10·—, schw. Frk. 12·50, österr. S 17·—
Einzelheft M. 1·— (schw. Frk. 1·25, österr. S 1·70)

Geschäftliche Zuschriften bitten wir zu richten an:

Internationaler Psychoanalytischer Verlag

Wien I, In der Börse

Zahlungen für die „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik“ können geleistet werden durch Postanweisung, Bankscheck oder durch Einzahlung auf eines der

Postscheckkonti des „Internationalen Psychoanalytischen Verlages in Wien“:

Postscheckkonto	Jahresabonnement	Postscheckkonto	Jahresabonnement
Leipzig 95.112	*M. 10·—*	*Budapest 51.204*	*P 13·60*
Zürich VIII, 11.479	*Frk. 12·50*	*Zagreb 40.900*	*Din. 136·—*
Wien 71.633	*S 17·—*	*Warszawa 191.256*	*Zl. 21·70*
Paris C 1100.95	*Fr. 60·—*	*Riga 36.93*	*Lat. 12·50*
Prag 79.385	*Kč 80·—*	*s'Gravenhage 142.248*	*hfl. 6·—*
Stockholm 44.49	*schw. Kr. 13·50*	*Kjöbenhavn 24.932*	*dän. Kr. 12·50*

Bei Adressenänderungen bitten wir, freundlich auch den bisherigen Wohnort bekanntzugeben, denn die Abonnentenkartei wird nach dem Ort und nicht nach dem Namen geführt.

Wir bereiten das Sonderheft „DIE ANGST DES KINDES“ vor und bitten unsere Mitarbeiter, Beiträge dafür rechtzeitig einzusenden.

ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHOANALYTISCHE PÄDAGOGIK

ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHOANALYTISCHE PÄDAGOGIK

HERAUSGEBER:

AUGUST AICHHORN
WIEN

PAUL FEDERN
WIEN

ANNA FREUD
WIEN

HEINRICH MENG
FRANKFURT a. M.

ERNST SCHNEIDER
STUTTGART

HANS ZULLIGER
BERN

VII. JAHRGANG

1933

INTERNATIONALER PSYCHOANALYTISCHER VERLAG, WIEN I.


INTERNATIONAL
PSYCHOANALYTIC
UNIVERSITY
DIE PSYCHOANALYTISCHE HOCHSCHULE IN BERLIN

ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHO-ANALYTISCHE PÄDAGOGIK

VII. Jahrgang Januar 1933 Heft 1

Ein abnormes Kind

Aus seiner Krankengeschichte und Behandlung

Von Dr. Editha Sterba, Wien

Im allgemeinen darf man annehmen, daß die Darstellung einer Kinderanalyse nicht auf so große Schwierigkeiten stößt, wie die einer Erwachsenenanalyse. Denn das analytische Material ist leichter zu gruppieren und die Zusammenhänge sind klarer darzustellen, da man doch die Lebensgeschichte eines Kindes, seine Erlebnisse und die Beeinflussungen, denen es ausgesetzt ist, viel eher überschauen kann; dazu kommt, daß man nicht zu weitgehenden Entstellungen und Auslassungen aus Gründen der Diskretion gezwungen ist wie beim Erwachsenen. Für die folgende Darstellung aber gilt diese Erleichterung keineswegs. Und das begründet sich im Wesen des kleinen Patienten, den ich Herbert nennen will, und in der Art seiner Erkrankung. Schon die Tatsache, daß ein solcher Fall erstmalig in seine Tiefen hinein beschrieben wird, bedingt Schwierigkeiten sowohl für den Darsteller wie für den Leser. Denn in der mir zugänglichen einschlägigen Literatur, die nur von Nichtanalytikern stammt, da ein derartiger Fall zur analytischen Beobachtung bislang nicht gekommen ist, wird jedes tiefere Eingehen auf das charakteristische Wesen eines solchen Falles vermißt[1].

Die Art der Erkrankung des kleinen Patienten in Verbindung mit seinem sonderbaren Wesen, das z. T. von seiner Krankheit nicht zu trennen ist, unterscheidet den Fall einschneidend von allen bisher bekannten Fällen der Kinderneurose. Die theoretischen Probleme, die sich um diese spezifische Erkrankung des kleinen Herbert gruppieren, behalte ich mir für eine gesonderte Abhandlung vor. Es wird freilich nicht vermieden werden können, für das Verständnis notwendige Stücke der Theorie des Falles auch in die Krankengeschichte, die ich hier wiedergeben will, einzubetten.

1) Dies mag seine Erklärung vielleicht teilweise darin finden, daß kein Kinderpsychiater seine Fälle so lange und so gründlich zu beobachten Gelegenheit hat, wie es sich bei einer Analyse von selbst ergibt.

Da dieser Bericht über die Krankheit des kleinen Herbert sich auf einen Zeitraum von mehr als zwei Jahren erstreckt, mußte bei der ungeheuren Fülle des Materials von vornherein auf eine rein chronologische Gesamtdarstellung der Behandlung verzichtet werden. Die folgende Krankengeschichte umfaßt neben der Vorgeschichte des Falles die Schilderung der Hauptsymptome und ihre analytische Auflösung und die Darstellung der für die Struktur der Erkrankung aufschlußreichsten Abschnitte der Behandlung. Die Grundlage dieses Berichtes bilden ausschließlich meine Aufzeichnungen, die durch genaue Beobachtungen zweier analytisch geschulter Kindergärtnerinnen wertvolle Bereicherung und Ergänzung erfuhren. Angaben der Eltern wurden nur für die früheste Lebensgeschichte des kleinen Herbert verwendet und ließen sich auch da zum großen Teil genau nachprüfen. Auf die Technik der Behandlung dieses Falles, die immerhin in einigen Punkten von der der Kinderanalyse beim neurotischen Kind Abweichungen zeigt, wird am Schluß des Berichtes eingegangen werden.

Vorgeschichte

Der kleine, zu Beginn der Behandlung fünf Jahre und einen Monat alte Herbert wurde zu mir in Begleitung dreier Erwachsener in eine meiner Erziehungsberatungen gebracht, weil er zu Hause so vollkommen unzugänglich, unruhig, eigensinnig und unbeeinflußbar war, daß man mit ihm gar nichts mehr anzufangen wußte. Auf der heilpädagogischen Abteilung der Kinderklinik hatte man den Fall einige Wochen beobachtet, ihn als infantile Psychose diagnostiziert und dem Vater als einzigen Ausweg vorgeschlagen, das Kind in eine Heilanstalt zu geben. Dazu konnten sich die Eltern aber nicht entschließen. Sie wollten noch einen letzten Versuch mit einer analytischen Behandlung machen.

Herbert entstammt einer kleinbürgerlichen, früher gutsituierten, aber in den letzten Jahren sehr verarmten Familie. Nach Angabe der Eltern, die in einem entfernten Verwandtschaftsverhältnis zueinander stehen, sollen in ihren Familien weder Geisteskrankheiten noch sonstige erbliche Krankheiten vorgekommen sein. Die Eltern selbst sind körperlich gesund, weisen aber mehrfach neurotische Charakterzüge auf, die durch die Verschlechterung der sozialen Verhältnisse eine wesentliche Verschärfung erfahren haben. Herberts einziger Bruder, der zweieinhalbjährige David, ist ein normales, nettes, hübsches und zutrauliches Kind. Der Vater, ein eingewanderter Ostjude, war zuerst selbständiger Fabrikant, mußte dann in Konkurs gehen, blieb lange arbeitslos und war schließlich sehr froh, eine bescheidene Stelle als Angestellter zu finden, die ihn und seine Familie gerade vor dem Verhungern bewahrt. Er ist ein sehr intelligenter, belesener und gebildeter Mann; nach seinem Aussehen könnte man ihn eher für einen Privatgelehrten halten. Für die Abnormitäten seines kleinen Sohnes hatte er immer größtes psychologisches Verständnis, bemühte sich stets, liebevoll und gütig zu ihm zu sein. Die Mutter ist nicht so intelligent und gebildet wie der Vater. Sie ist ständig vergrämt und überarbeitet, da sie seit Jahren infolge der schlechten materiellen Verhältnisse alle Hausarbeit verrichten muß, obwohl sie

früher nie daran gewöhnt war. David, Herberts jüngerer Bruder, ist ihr Lieblingskind, sie zieht ihn Herbert immer vor, und kann sich mit der Eigenart ihres älteren Knaben gar nicht befreunden. Sie hat immer das Bestreben, ihn als normal hinzustellen, wird sehr leicht ungeduldig, und kann die narzißtische Kränkung, die ihr dieses Kind ständig bereitet, nicht verheimlichen, geschweige denn verwinden. Dabei ist sie in ständiger schwerer Sorge um das Leben ihrer beiden Kinder, ohne dazu einen besonderen Anlaß zu haben, verwöhnt beide sehr, ist ganz inkonsequent und dem Kleineren gegenüber ebenso hilflos wie gegenüber dem Älteren.

Nach einer normalen Geburt soll sich der kleine Herbert zuerst scheinbar ganz normal entwickelt haben. Die ersten Schwierigkeiten traten auf, als man ihn mit sechs Monaten zu entwöhnen versuchte. Er verweigerte oder erbrach ausnahmslos jede andere Nahrung und zeigte sich so eigensinnig, daß sich die ängstliche Mutter auf Anraten des Kinderarztes entschloß, ihn weiter zu stillen. Mit großer Mühe gelang es dann, ihn mit elf Monaten abzustillen. Die ungeheuren Eßschwierigkeiten, die im folgenden noch genauere Schilderung finden werden, begannen schon jetzt sich anzukündigen. Als Herbert sieben Monate alt war, ging die Mutter einmal für ein paar Stunden fort und trug dem Dienstmädchen auf, dem Kind wieder einmal versuchsweise Milch in der Flasche zu geben. Als sie zurückkam, war das sonst stets sehr lebhafte und unruhige Kind so leichenblaß, still und verstört, daß die Mutter es kaum wiedererkannte. Das Mädchen berichtete, der Kleine habe sich, als sie ihm die Flasche aufzwang, sehr stark verschluckt und sie hätte ihm den Finger in den Hals gesteckt, damit er erbrechen könne.

Mit neun Monaten begann Herbert zu sprechen, mit vierzehn Monaten redete er vollkommen richtig, besaß den Wortschatz eines vierjährigen Kindes, verwechselte aber nach Angabe der Eltern „ich" und „du". Er zeigte schon damals eine ganz unheimliche Wißbegierde, fragte nach allem, interessierte sich aber vorwiegend für Geschriebenes und Gedrucktes, das er immer und unter allen Umständen sich anzueignen versuchte. Dabei hatte er für Spielsachen, glänzende Gegenstände usw., die sonst Kinder in diesem Alter anlocken, gar kein Interesse, ja, schien sie nie zu bemerken. Man konnte an ihm weder Zärtlichkeitsbedürfnis, noch irgendeine Form von Anhänglichkeit an Mutter oder Pflegeperson beobachten. Mit eindreiviertel Jahren konnte er vollkommen laufen und die Eltern bemerkten als auffällig, daß er nie wie andere Kinder zuerst am Boden herumkroch, sondern das Gehen in kurzer Zeit ohne besondere Hilfe mit ganz unkindlicher Konsequenz erlernte. Mit achtzehn Monaten hantierte er so ungeschickt an einer Nachttischlampe herum, daß sie ihm auf den Kopf fiel. Er soll dann einige Tage gefiebert haben; er hatte zwar sonst keine Symptome, aber der Arzt meinte doch, er könnte eine leichte Gehirnerschütterung erlitten haben. Von seinem achtzehnten bis zum zweiundzwanzigsten Monat lebte er mit seiner Mutter auf dem Lande und da fiel schon allen seine ungewöhnliche geistige Frühreife auf. Im Alter von zweiundzwanzig Monaten konnte er fließend bis tausend und zurück zählen, obwohl man ihm das nicht hatte beibringen wollen,

sondern es ihm nur einige Male auf sein quälendes Drängen hin vorgesagt hatte. Sein Alles-wissen-wollen nahm in so erschreckendem Maße zu, daß seine Umgebung, die zuerst voll Bewunderung für seine Kenntnisse war, ihn sogar zurückzuhalten versuchte, ohne aber dadurch etwas anderes als ständige Konflikte und Szenen zu erreichen. Als er zweieinhalb Jahre alt war, nicht lange nach der Geburt des kleinen Bruders, hatte er eine beiderseitige, sehr arge, chronische Mittelohrentzündung. Im Anschluß daran mußte ihm ein Polyp aus einem Ohr entfernt werden. Einige Wochen später trat arger Ohrenfluß auf, er mußte ungefähr sechs Monate lang wöchentlich drei- bis viermal an der Ohrenklinik behandelt werden. Der zu dieser Zeit arbeitslose Vater brachte ihn immer hin und berichtete, er habe sich bei dieser Behandlung sehr unwillig und unruhig benommen. Die Ärzte versicherten zwar, es könne ihm nicht weh tun, doch scheint die Behandlung trotz allem recht schmerzhaft gewesen zu sein, denn man mußte oft Gewalt anwenden und sehr viel drohen. Von da an hatte er oft Mittelohrreizungen mit Fieber, sehr häufig Ohrenfluß, war aber bis zur analytischen Behandlung absolut nicht dazuzubringen, die Ohrenklinik aufzusuchen oder sich zu Hause von einem Arzt das Ohr untersuchen zu lassen. Sonst war er nie krank, hatte keine Kinderkrankheiten, niemals eine schwere Grippe.

Wenn ich nun versuchen will, das Aussehen des kleinen Herbert zu schildern, bin ich mir bewußt, daß es fast unmöglich ist, den merkwürdigen Eindruck wiederzugeben, den dieses Kind zu Beginn der Behandlung auf jeden Menschen machte. Der kleine, brünette, für sein Alter körperlich ganz normal entwickelte, wenn auch zarte und magere Herbert fällt vor allem durch seinen Gesichtsausdruck auf. Seine braunen, etwas stechenden Augen wandern immer, wenn er nicht gerade in tiefes Nachdenken versunken ist, forschend herum, ohne eigentlich einen Menschen direkt anzusehen. Er lachte nie, als ich ihn kennen lernte, hatte immer einen unerhört gespannten, ganz unkindlichen affektlosen und starren Gesichtsausdruck, den viele Leute sehr treffend als unheimlich bezeichneten. Er wirkt wie eine eigenartige Mischung eines bösartigen Kobolds mit einem ganz introvertierten Erwachsenen, der zwar intelligent aussieht, aber dann doch in seiner völligen Versunkenheit und Nichtbeachtung der ihn umgebenden Welt fast wieder den Anschein der Debilität erwecken kann.

Daß der kleine Herbert eine ganz ungewöhnliche geistige Frühreife zeigte, habe ich schon erwähnt. Mit drei Jahren wollte er durchaus lesen lernen und seine Sucht, alles Gedruckte ohne jede Hemmung und Rücksicht sofort an sich zu reißen, nahm ständig zu. So erlernte er das Lesen eigentlich von selbst, denn er besaß nie eine Fibel und man zeigte ihm nur widerwillig die Buchstaben. Mit vier Jahren konnte er tadellos richtig lesen; sein besonderes Sprachgefühl kam darin zum Ausdruck, daß er auch die schwersten Fremdwörter sofort richtig las, ohne zu buchstabieren oder nachzudenken. Am besten läßt sich dies an einem kleinen Beispiel zeigen: Als er zu mir in die Behandlung kam, wollte ich seine Lesekunst prüfen und gab ihm, da ich nichts anderes da hatte, den Prospekt einer chemischen Firma, auf dem in gezeichneten Buch-

staben Ichthyol, Mittel gegen Hautleiden usw. gedruckt war. Er las dieses Wort und die schwierigen Namen aller Hautkrankheiten sofort ganz richtig und schnell und irrte sich kein einziges Mal. Er konnte auch schon damals alles in Blockschrift orthographisch ganz richtig schreiben, war aber immer sehr schwer dazuzubringen; schreiben war ihm lästig und uninteressant, er ging ja stets nur auf den Erwerb neuer Kenntnisse aus. Für Rechnen ist er ebenso befähigt, mit fünf Jahren beherrschte er alle vier Grundrechnungsarten bis hundert genau, irrte sich nur selten, war aber sehr ungehalten und ungeduldig, wenn man ihn prüfte, weil er in seinem Größenwahne[1] jede Prüfung als entehrend und als Ausdruck des Zweifels an seinen Kenntnissen empfand. Er hat dabei einen besonders guten rechnerischen Überblick; so sagte er beim Betreten des Wartezimmers in meiner Beratung: „Hier sind sechzehn Sessel". Das stimmte auch und bei Nachprüfung zeigte sich, daß die wenigsten Erwachsenen imstande waren, diese Zahl so rasch festzustellen. Auch sein Gedächtnis ist ganz ungewöhnlich. Er merkt sich alles, was er einmal gelesen oder gehört hat, ganz genau, weiß dann immer anzugeben, wo und wann er es erfahren hat. Er erinnert sich wörtlich an Gespräche, die geführt wurden, als er zwei Jahre alt war, und weiß alle Zusammenhänge, wenn sie auch noch so kompliziert sind, wiederzugeben. Zwei kleine Beispiele mögen dies illustrieren. Zu Beginn der Behandlung, mit fünf Jahren also, als er das erste Mal bei mir einen geographischen Atlas fand, konnte er sich nicht mehr von diesem trennen. Obwohl er nie einen solchen gesehen hatte und keine Überschrift laut las, zählte er gleich nach der ersten Besichtigung dem erstaunten Vater alle Länder genau und richtig auf, wobei sich herausstellte, daß er von selbst herausgefunden hatte, daß Großbritannien und England, Holland und Niederlande identisch seien. Als er drei Jahre alt war, kam er mit dem Vater auf einen Bahnhof, dort stand ober einer Tür Portier. Das mußte ihm der Vater sofort vorlesen. Ein Jahr später kam er wieder auf diesen Bahnhof. Da las er schon selbst und sagte dann ganz empört zum Vater: „Voriges Jahr hast Du mir vorgelesen P o r t i ë und hier steht es doch mit einem r am Schluß". Ich habe sein erstaunliches Sprachgefühl schon erwähnt, er spricht, abgesehen von den Schwierigkeiten, die sich aus den Vermeidungen „verbotener Worte" ergeben, sehr korrekt, und man kann ihn durch nichts so ärgern, wie wenn man eine Verbalform unrichtig bildet oder ein Dialektwort aus der Umgangssprache gebraucht. Er fragt z. B.: „Warum schreibt man Ägypten mit Ypsilon, wenn man es doch Ä g i p t e n ausspricht". Beim Studium des englischen Wörterbuches hat er gleich bemerkt, daß es Worte gibt, die man anders ausspricht als man sie schreibt und hat versucht, diese Tatsache in ein System zu bringen. Überhaupt hat er für Systemisierungen eine besondere Vorliebe, liest deshalb am liebsten Konversationslexika, Wörterbücher, Kalender usw. Er kennt Buchstaben und Nummern aller Straßenbahnen, weiß wohin sie fahren, kennt alle Bezirke, die wichtigsten Straßen und Gebäude, alle Hauptstädte der Erde, alle Kalender-

1) Auf diesen Größenwahn werde ich bei der Schilderung der Symptome noch zurückkommen.

heiligen, alle jüdischen Feste mit hebräischer und deutscher Bezeichnung usw. Dabei hat er sich alle diese Kenntnisse durch Lesen allein erworben, und bemüht sich ständig, alles nicht nur gedankenlos nachzureden, sondern in eine ihm verständliche und richtige Ordnung zu bringen. Vielleicht läßt sich dies auch am besten an einem Beispiel zeigen. Er hatte einmal während seiner Behandlung Gelegenheit, Anna Freud zu sehen. Er fragte sie dabei nach ihrem Namen; eine zeitlang, nachdem sie ihm denselben gesagt hatte, zog er mit einem Griff aus einem Büchergestell das Buch Anna Freuds: „Einführung in die Technik der Kinderanalyse" heraus, hielt es ihr hin und fragte: „Ist das eine Kinder- oder Jungenanalyse?"[1]. Anderthalb Jahre später fragte er zu einer Radierung Freuds, wer das sei und warum dieser Mann so berühmt sei, daß man ein Bild von ihm gemacht habe. Als ich es ihm erklärte, fiel ihm sofort Anna Freud ein, und er sagte, nachdem er erfaßt hatte, worin Freuds Bedeutung bestehe: „Also dann ist s i e eine Erziehungspsychologin".

Es wird einem wohl nicht so wunderlich erscheinen, daß der Interessenkreis dieses Kindes, als es zu mir kam, von dem eines normalen gleichaltrigen verschieden war. Er besaß nur rein geistige, durchaus unkindliche Interessen. Vorgänge in der Außenwelt interessierten ihn überhaupt nicht, war er doch fast ausschließlich mit Bücher- und Zeitunglesen beschäftigt. Natürlich ist er in allen Dingen des praktischen Lebens und in allen Handfertigkeiten ganz außergewöhnlich unerfahren und ungeschickt. Es ist keine Rede davon, daß er sich allein anziehen kann usw., alle Gegenstände fallen ihm aus der Hand, er kann auch wegen seiner Unruhe, die sich an jedem ihm unbekannten Ort ganz unerträglich steigert, kaum ruhig auf einem Sessel sitzen und fällt oft herunter. Er stolpert und torkelt stets herum, da er entweder intensiv nachdenkt oder die zunächst liegenden Gegenstände gar nicht bemerkt, weil er in der Ferne etwas Lesbares entdeckt hat. Er fiel auch oft auf der Straße, kurz er war, als man ihn zu mir brachte, von einer so großen körperlichen Ungeschicklichkeit, daß man sie als seiner geistigen Frühreife direkt proportional hätte bezeichnen können[2]. Sein Benehmen auf der Straße war dabei auch so auffällig, daß die Mutter nicht mehr mit ihm ausgehen wollte. Er fiel ja fortwährend nieder, weil er alle Aufschriften genau lesen mußte, im Park und Geschäften riß er jedem Menschen Gedrucktes aus der Hand, kurz sein Benehmen war wirklich unerträglich für seine Umgebung und für ihn selbst äußerst gefahrbringend.

Neben diesen sehr störenden Eigenheiten besaß der kleine Herbert aber noch eine Unzahl anderer, die es wirklich zeitweilig ganz unmöglich machten, mit ihm zusammen zu leben. An dieser Stelle sollen nur die wichtigsten angeführt werden, wie sie mir von den Eltern zu Beginn der Behandlung geschildert wurden. Auf Wesen und Bedeutung dieser Eigenarten komme ich im Laufe der Krankheitsgeschichte noch oft zurück, ebenso wie ja auch noch viele an-

1) Er bekämpfte, wie später gezeigt werden wird, aus seinem Größenwahn heraus, überall das Wort „Kind".

2) Auf den Zusammenhang dieser körperlichen Ungeschicklichkeit mit seiner Erkrankung wird später noch eingegangen werden.

dere Symptome erst im Laufe der Behandlung klar und deutlich wurden. Vor allem schloß seine vollständige Abwehr jedes wie immer gearteten ärztlichen Eingriffs jede ärztliche Intervention aus. Dies war schon v o r der schmerzhaften Ohrenbehandlung der Fall, denn die Mutter berichtete, daß der kleine Herbert, als er anderthalb Jahre alt war und ihn der Arzt einmal mit dem Stethoskop abhorchen wollte, in einen solchen Erregungszustand geriet, daß der Arzt von selbst auf jede weitere Untersuchung verzichtete. Dabei äußerte sich seine Abwehr nicht etwa in Form von Angst, er geriet nur in einen derartigen wort- und tränenlosen Zustand erregter Bewegungsunruhe, daß man alles tat, um ihn zu beruhigen, weil man den Eindruck gewann, er sei so aufgeregt, daß man jederzeit den völligen Verlust seines Verstandes befürchten mußte. Es scheint auch, daß dieser von verschiedenen Beobachtern als ganz ungewöhnlich bezeichnete Zustand es verhinderte, ihn auf der Kinderklinik gründlicher organisch zu untersuchen. Auch nach Verabreichung größter zulässiger Schlafmitteldosen, nach denen er ganz fest zu schlafen schien, soll er bei jeder Berührung sofort erwacht sein und jede Untersuchung abgewehrt haben[1]. Jedenfalls wurde er aber doch so weit somatisch examiniert, daß man feststellen konnte, es liege keine Handhabe vor, an eine organische Gehirnkrankheit zu denken. Eine Behandlung beim Zahnarzt war natürlich gänzlich ausgeschlossen, ja seine Abwehr jeder ärztlichen Therapie ging sogar soweit, daß er nicht einmal Tee trinken wollte, denn „das ist auch eine Art Medizin", wie er sagte.

Daneben gab es noch eine Unzahl von bestimmten Maßnahmen, die man ganz vorschriftsmäßig einhalten mußte, wenn man mit ihm auskommen wollte, und die alle dazu bestimmt waren, eine Berührung seines Körpers zu vermeiden. Man durfte ihn weder waschen noch anziehen, das wollte er alles selbst tun, obwohl er dazu viel zu ungeschickt war und seine Körperpflege, besonders die Zahnpflege, sehr darunter litt. Auch im Bad wollte er sich immer allein waschen; wenn man ihm die Füße waschen wollte, mußte man ein Handtuch darüber breiten, damit er nicht sah, daß Wasser seine Füße benetzte; aber auch dann noch war er sehr ungehalten. Haare und Nägelschneiden der Finger war kaum durchzusetzen. Zehennägel konnte man ihm überhaupt nur im Schlaf schneiden, auch da wachte er sofort auf, sodaß man also zehn Tage brauchte, bis man alle Nägel geschnitten hatte.

Außerdem gab es für ihn im Laufe des täglichen Lebens eine Unzahl Regeln, die genau bestimmt waren, und auf deren Befolgung er mit unerbittlicher Strenge hielt. Man hatte natürlich wiederholt versucht, ihn mit Gewalt zur Durchbrechung irgend eines dieser seiner Gebote zu bringen, damit aber nichts anderes erreicht, als daß er in einen derartigen Erregungszustand geriet, daß *man befürchtete, er werde vollkommen verrückt werden und in Tobsucht geraten. Danach war er tagelang so verschlossen und gleichgültig gegen seine*

---

1) Es ist überhaupt auffällig, daß er, wann immer man ihn aus tiefstem Schlaf aufweckt, jederzeit vollkommen zeitlich und örtlich orientiert ist. Dabei hat er keinen leichten Schlaf, spricht oder schreit niemals während der Nacht und verhält sich beim Schlafen überhaupt sehr ruhig und ganz wie ein normales Kind.

Umgebung, daß man oft meinte, man werde nie mehr mit ihm richtigen Kontakt bekommen. So mußte man also immer nachgeben, und Aufstehen, Anziehen, Schlafengehen mußte in genau gleicher Weise und Reihenfolge vor sich gehen, ja es mußte sogar an jedem Wochentag das gleiche Essen auf den Tisch kommen, sonst verweigerte er jede Nahrungsaufnahme. Die sehr ängstliche Mutter ging natürlich auch darauf immer ein, da Herbert ohnedies sehr wenig Appetit hatte und große Schwierigkeiten machte. Die Auswahl der Speisen war von so zahlreichen Geboten bestimmt, es gab so unendlich viele Begründungen, mit denen er diese oder jene Speise zurückwies, daß ich sie an dieser Stelle nur allgemein erwähnen und erst in dem Bericht der Behandlung näher darauf eingehen will. Zur Charakteristik, wie er eine Speise ablehnte, möchte ich hier ein kleines Beispiel aus unzählig vielen anderen herausgreifen, weil es für seine Eßschwierigkeiten so besonders kennzeichnend ist. Suppe mit Nockerln aß er nicht, „das ist Teichwasser mit Hechten und Karpfen, da kann man höchstens das Wasser abgekocht trinken und die Fische extra braten". Dabei glaubte er an diese Begründung als wäre sie Wirklichkeit; im Augenblick, in dem er diesen Ausspruch tat, hätte ihn kein Einwand und keine Macht der Welt davon überzeugen können, daß diese Behauptungen unzutreffend waren. Für ihn war eben Realität, was er aussprach. Außerdem wurde auch in dieser Behauptung wieder die unendliche Sorge um seinen besonders geschätzten Körper und seine Gesundheit deutlich — „Teichwasser kann man nur abgekocht trinken".

Seine Abwehr alles Neuen, seine Weigerung neue Kleidungsstücke anzulegen oder z. B. nur eine neue Zahnbürste zu verwenden, entsprangen auch der Angst, in jeder neuen Sache könnte für ihn eine Gefahr verborgen sein; denn man konnte ihn dazu bringen alle neuen Gegenstände zu benützen, wenn es gelang, ihn davon zu überzeugen, daß sie nicht neu gekauft, sondern extra für ihn angefertigt worden waren. Das faßte er offenbar als genügende Sicherheit auf, daß ihm von diesen Dingen keine Gefahr mehr drohe. Er sagte mir im Verlaufe der Behandlung oft: „Wie kann man denn etwas kaufen, wenn man nicht weiß, wie und für wen es gemacht ist." Auch die ganz unheimliche Unruhe, in die er geriet, wenn er einen unbekannten Raum betrat, begann sich erst dann zu legen, wenn er alles untersucht hatte und nach endlosem Fragen Zweck und Bedeutung aller im Raum vorhandenen Dinge genau zu verstehen glaubte. Alle diese Zeremonielle, Vorschriften und Gebote und sein unstillbarer Wissensdrang sind eigentlich nach Angaben seiner Umgebung erst in den letzten zwei Jahren, also ungefähr seit seinem dritten Lebensjahr, unerträglich geworden. Ansätze dazu waren aber immer schon vorhanden und die Verschlechterung ging allgemach, wie die Eltern meinten, mit Zunahme seiner geistigen Entwicklung und seiner Kenntnisse vor sich.

Seine sehr merkwürdigen sprachlichen Eigenheiten traten erst im Verlaufe der Behandlung klarer zum Tage. Einiges davon war aber auch den Eltern aufgefallen. So weigerte sich Herbert seit einem Jahre sowohl seinen eigenen wie die Namen anderer auszusprechen und war durch nichts zu bewegen, das zu tun. Er überhörte Fragen nach Namen anderer geflissentlich, wenn man ihn

nach seinem Namen fragte, schwieg er meist; mir sagte er in der Behandlung nach langem Drängen: „Das wurde das letzte Mal auf der Klinik gesagt." Wenn er von anderen Leuten sprach, nannte er sie nicht beim Namen, sondern umschrieb sie wie: „Die in der X-Gasse wohnen" usw. Ebenso vermied er, als ich ihn kennen lernte, jede direkte Anrede, wich jedem „ich" und „du" aus und sprach von sich ausschließlich in der dritten Person, wobei er sich immer den Beruf eines Erwachsenen beilegte. So sagte er: „Der Fabrikant wird jetzt arbeiten gehen" oder „Der Trafikant wird jetzt die Rollbalken aufziehen" usw. Gleichzeitig hatte er ganz aufgehört, Gliedmaßen und Körperteile mit Namen zu bezeichnen und war auch hier in keiner Weise zu einer Übertretung dieser selbst gegebenen Vorschriften zu bewegen. In der genauen Einhaltung dieser besonders auf sprachlichem Gebiet für ein Kind seines Alters unglaublich komplizierten Gebote entwickelte er geradezu eine geniale Sicherheit und Korrektheit. Er konnte weder von mir noch von einer der Kindergärtnerinnen, die ihn beobachteten, jemals eines Irrtums überwiesen werden und wußte auch, den raffiniertesten Fangfragen aufs geschickteste auszuweichen. Eine gewisse Erleichterung in der Einhaltung dieser Gebote im Sprachlichen war allerdings, daß er ja überhaupt niemals über nahe liegende persönliche Dinge sprach: Ereignisse des täglichen Lebens, Vorgänge im Haushalt, die sonst für ein Kind von Interesse sind, waren für ihn nicht vorhanden. Er unterließ daher jede Aussage über solche als etwas ihm ganz Fremdes und Unbekanntes.

Dies führt zur Besprechung seines Gemütslebens, das offenbar eine durchaus untergeordnete Rolle spielt. Nach Bericht der Eltern soll er nie Zärtlichkeits- oder Anlehnungsbedürfnis gezeigt haben, nie Interesse für etwas Lebendiges, Mensch oder Tier. Er küßt und schmeichelt nie. Man hat nur beobachtet, daß er sich selbst, wenn er sich irgendwo weh getan oder verletzt hat, die betreffende Stelle streichelt oder wenn es möglich ist, sich auch dort küßt. Er hat nie stärkere Aggressionen gezeigt. Wenn man ihn fest an der Hand hält, was bei seinem sinnlosen Herumlaufen auf der Straße meist notwendig ist, versucht er manchmal, einem die Hand zu quetschen, aber immer sehr vorsichtig und ohne jeden Affekt. Wenn er zu bemerken glaubt, daß man ihn dann aber fester packen will, gibt er gleich nach. Wie ich schon erwähnte, spricht er niemals über menschliche Dinge oder Ereignisse des gewöhnlichen Lebens, verkehrt überhaupt nur mit seiner Umgebung, um sich Kenntnisse zu verschaffen und seinen Wissensdrang zu befriedigen. Ebenso wie er eigentlich keine normalen Affekte besitzt, setzt er das auch bei anderen nicht voraus, es kommt also nie vor, daß er jemanden fragen würde, wie es ihm geht, ob er böse oder traurig sei usf. Das existiert alles scheinbar nicht für ihn. Wie wenig er von allem, was zu einer normalen menschlichen Beziehung gehört, zu kennen scheint, läßt sich wohl überhaupt kaum richtig zur Darstellung bringen. Vielleicht kann man das Ausmaß seiner Beziehungslosigkeit an der ersten kleinen Veränderung zum Bessern erkennen, die von seinen Eltern mit größtem Erstaunen beobachtet wurde. Die Mutter kam eines Tages, als ich ihn ungefähr drei Monate behandelte, freudestrahlend und ganz aufgeregt zu

mir und berichtete, er habe zum ersten Mal mit jemanden vernünftig geredet. Er sagte, wie sie erzählte, zu einer Hausnäherin: „Geben sie mir den rot-weißen Zentimeter." Und als die Näherin ihn aufforderte, brav zu sein und den Zentimeter nicht zu verlieren, sagte er ganz spontan: „Ich bin ohnedies brav, ich gebe den Zentimeter schon zurück." Diese ganz einfachen Sätze wurden von den Eltern wie ein Wunder bestaunt, weil er bisher niemals nach etwas Konkretem, nach einem Gegenstand verlangt hatte.

Von den Personen seiner Umgebung kommt er noch am besten mit dem Vater aus, weil dieser alle seine Fragen nach abstrakten Dingen jederzeit geduldig beantwortet und für seine Absurditäten immer Verständnis zeigt[1]. Er geht lang und weit mit dem Vater spazieren und fühlt sich in der Natur, wenn keine Menschen zu sehen sind, scheinbar sehr wohl und zufrieden, wenn er auch oft in stundenlanges Nachdenken versunken ist. Laufen oder Springen und Herumtollen kennt er nicht, er ist ja auch körperlich sehr ungeschickt. Mit der jungen Kindergärtnerin, die ihn zu Anfang der Analyse betreute, kam er sehr gut aus, ging gerne mit ihr spazieren, und wenn er im Park saß, las er mehrere Tageszeitungen von A—Z und forderte für jedes ihm unbekannte Wort genaue Erklärung. Zur Mutter, die mit ihm sehr oft ungeduldig wird, steht er sehr schlecht und gerät bei ihr leicht in Erregungszustände, die sich so äußern, daß er auf ihre Anrede gar nicht mehr reagiert, herumrennt, auf der Straße davon will usw. Je mehr sie ihn zur Normalität zwingen will, desto abnormer gebärdet er sich, wobei eine gewisse Schadenfreude in seiner Miene deutlich sichtbar wird. Zum kleinen Bruder hatte Herbert zu Beginn der Behandlung keine besondere Beziehung. Er kümmerte sich nie um ihn, schaute seine Spielsachen nie an; er hat ihn wohl ein paarmal an den Hals gegriffen und ihn auch gezwickt, aber das geschah immer nur aus Reaktion auf eine Aggression des Bruders gegen ihn, er wendet sich dann gleich interesselos von ihm ab. Mit anderen Kindern hat er gar keinen Kontakt, er redet überhaupt nicht mit ihnen und weiß mit ihnen gar nichts anzufangen. Im Park und auf der Straße weichen ihm auch alle Kinder instinktiv aus, sie zeigen deutliche Angst vor ihm und man sieht immer wieder, daß sie ihn vom ersten Moment an nicht als ihresgleichen betrachten. Mit viereinhalb Jahren wollte ihn die Mutter in einen öffentlichen Kindergarten geben und brachte ihn versuchsweise für einen Vormittag dorthin. Als sie ihn mittags abholte, hatte man alle Kinder in eine andere Gruppe geben oder wegschicken müssen, weil sie sich vor ihm so fürchteten, daß sie nicht mit ihm in einem Raum bleiben wollten.

Angst, Wehleidigkeit, Trauer oder Freude oder sonstige Affekte kann man bei ihm nie beobachten. Er ist gerne allein im Zimmer und in der Wohnung, spricht oft leise mit sich selbst und manchmal singt er auch. Merkwürdig ist, daß seine Stimme gar keine Modulationsfähigkeit aufweist und er immer im selben mittelstarken Tonfall spricht. Onanie oder sonstige sexuelle Betätigungen behaupten die Eltern nie an ihm beobachtet zu haben, sie wollen ihm

1) Der Vater selbst ist eher verschlossen, liebt die Einsamkeit und hat viel Interesse für alle abstrakten Dinge.

auch nie Verbote in dieser Richtung erteilt haben. Mit der Reinlichkeit, hieß es, sei auch alles normal, er war außerordentlich leicht in dieser Beziehung an Ordnung zu gewöhnen und ist sehr selbständig darin. Allerdings hat er kein Schamgefühl, denn er sagt ruhig „ich geh' pischen" und öffnet vor allen Leuten die Hose. Als zweieinvierteljähriges Kind soll er sich sehr für nackte Arme und Füße interessiert haben. Die Mutter gestand mir dann später, sie habe, knapp nach der Geburt des kleineren Bruders, ein sehr erotisch veranlagtes Dienstmädchen gehabt, das damals mit Herbert allein im Kabinett wohnte und das sie verdächtigte, sich immer vor dem Kind aus- und angekleidet zu haben.

Die Einleitung der Behandlung

In der ersten Periode der Behandlung bestand meine analytische Arbeit mit dem kleinen Herbert darin, daß ich versuchte, einen Kontakt zwischen ihm und mir herzustellen und einen Einblick in das Wesen seiner Symptome und seiner Krankheit zu gewinnen. Dem Bericht über diesen Abschnitt möchte ich eine Bemerkung über mein therapeutisches Verhalten für diesen Fall voranschicken. Herbert hatte natürlich keine Ahnung, warum er zu mir gebracht wurde; der Vater schleppte ihn am Anfang einfach in meine Wohnung, hielt ihn im Wartezimmer durch ein Buch fest und ich hatte dann zu versuchen, ob es mir gelingen würde, ihn an diesem Tage von selbst oder mit energischer Nachhilfe des Vaters in mein Behandlungszimmer hereinzubekommen. Da er ja keine wie immer geartete Einsicht in die Sonderbarkeiten seines Wesens besaß, es im Gegenteil als erstaunlich empfand, daß nicht alle anderen so dachten wie er, war es nur selbstverständlich, daß er zu Beginn kein Verständnis für den Zweck seines Kommens aufbringen konnte. Die Tatsache aber, daß er einen neuen Menschen kennen lernte, was für jedes andere Kind auch ohne Krankheitseinsicht auffällig gewesen wäre, bedeutete ihm gar nichts, da er zu dieser Zeit ganz introvertiert war und jede Änderung an Personen seiner Umwelt nur insoweit wahrnahm, als sie für ihn eine Störung seiner Gedankenwelt bedeutete.

So war es also eigentlich ganz selbstverständlich, daß er von meiner Person im ersten Behandlungsmonat überhaupt keine Notiz nahm. Er kam immer ins Zimmer, ohne mich auch nur eines Blickes zu würdigen, grüßte natürlich niemals, sprach nie direkt mit mir; wenn er etwas sagte, so war es höchstens eine im Infinitiv ausgedrückte Forderung. So sagte er z. B., wenn er ein Buch wollte, „hergeben" oder „lesenwollen" u. ä. Einmal stieg er auf den Diwan hinauf, sah sich im ganzen Zimmer um, stellte sich dann knapp neben mich, griff mit seinen Händen an seinen Hals und sagte: „Ist jemand da, niemand ist da, alle sind erwürgt." Das war der erste zusammenhängende Satz, den ich von ihm zu hören bekam. Es zeigte sich darin deutlich seine Einstellung zur Umgebung, daß er nämlich von mir gar nichts wissen wollte und mich ebenso wie alle anderen Menschen am liebsten vernichtet hätte. Er sprach nie mehr als einige Worte im Laufe einer Stunde, und nahm es sehr übel, wenn ich Bausteine oder irgend ein Spielzeug im Zimmer herumliegen hatte, von dem er vermutete,

daß ich es für ihn vorbereitet hätte. Er sagte dann immer mit demselben gespannt-forschenden, ganz gefühllosen starren Gesichtsausdruck: „Wo ist das her, man soll nichts dazugeben und nichts herrichten.“ Er bemerkte die geringste sonstige Veränderung im Zimmer sofort, sagte nie etwas darüber, begann nur aufgeregt herumzulaufen, offenbar bis er sich mit der Veränderung abgefunden hatte[1]. Wenn er von sich sprach, so geschah es nur in der dritten Person. So z. B.: „Der Fabrikant wird jetzt dieses Buch lesen“, „Er hat sehr viel zu tun“, oder „Der Fabrikant wird fortgehen“. Er war immer in der Rolle eines bestimmten Berufs, wie mir die Eltern berichteten, den er ausübte und dessen Funktion damals das einzige war, das ihn mit der Außenwelt verband. Alle Versuche meinerseits, etwas über seine Tätigkeit als Fabrikant zu erfahren, blieben bis zu diesem Zeitpunkt ganz erfolglos. Es wurde nur deutlich, daß er diese Stellung ohne Rücksicht auf die Realität wirklich einzunehmen behauptete, denn er reagierte auf alle Fragen, die Zweifel an der Wirklichkeit seiner Tätigkeit enthielten, überhaupt nicht und betonte in den zahlreichen Konflikten, die sich zu Hause aus dieser seiner Einstellung natürlich ergeben mußten, immer wieder „Der Fabrikant ist wirklich da“.

Es mußte nun von mir ein Weg gefunden werden, auf den ich mich in das festgefügte, von der Wirklichkeit aus nicht zu beeinflussende Phantasieleben des kleinen Herbert einschleichen konnte, ohne daß er dies als Einmischung vonseiten der Realität her empfand. Ich kannte ja seine Vorliebe dafür, Gegenstände ihrer Anzahl nach rasch abzuschätzen und wußte außerdem, daß er jederzeit, wenn andere Fehler bei den gleichen Tätigkeiten machten, es sofort bemerkte und stets bereit war, zu kritisieren. Ich tat also auch so, als ob ich ganz allein wäre, legte eine Anzahl von Matadorsteinen auf ein Tischchen, überschaute sie rasch und nannte eine ganz falsche Zahl. Zuerst ignorierte er meine Tätigkeit, dann aber störte ihn mein Reden offensichtlich; er sah zuerst von weitem zu, kam dann näher, prüfte auch die Anzahl, sagte überlegen, „falsch“ und nannte selbst die richtige Zahl. Nach einigen Tagen begann er selbst Steine in beliebiger Zahl hinzuwerfen, sie zu überblicken und mich dann prüfend anzusehen. Ich schwieg meist und er nannte dann laut und mit einem Unterton von Triumph die richtige Zahl. Bald knüpfte er Bemerkungen an die Zahlen wie z. B. zur Nummer 7 „so eine Straßenbahn gibt es nicht“, oder wenn es 25 war, „so einen Bezirk gibt es nicht“ usw. Als er das Zählen schon von selbst begann und ein bißchen meine Anwesenheit zu bemerken schien, wurde ich aktiver. Während er Bausteine ihrer Zahl nach abschätzte, wobei er immer nach mir schaute, ob ich die richtige Ziffer auch gehört habe, benannte ich eines Tages, ohne mich scheinbar um ihn zu kümmern die daliegenden Steine mit beliebigen Familien- und Vornamen. Dabei dachte ich mir, daß die Benennung der Steine mit menschlichen Vor- und Zunamen ihn doch zu irgend einer Äußerung vielleicht über seinen Namen oder über seine Hemmung ihn auszusprechen, bringen könnte. Ich hatte ihn zwar schon bei unserer ersten Begegnung und auch wiederholt nachher gefragt, wie er heiße, und wenn ich diese Frage oft wie-

1) Auf seine Angst vor allem Neuen habe ich bereits hingewiesen.

derholte, sagte er dann unwillig, „Das hat der Fabrikant schon vor einem Jahr am sechzehnten Februar auf der Klinik gesagt“[1]. Daraus konnte ich entnehmen, daß es ihm offenbar bedenklich und gefährlich erschien, seinen Namen zu sagen, weil er ja auf der Klinik verschiedenen von ihm sehr gefürchteten Untersuchungen und Fragen ausgesetzt war. Er befürchtete wohl von der Wiederholung dieser Frage eine Wiederholung der damaligen Ereignisse. Er nahm es mir sehr übel, daß ich die Steine benannte und meinte wieder, nachdem er einige Tage wortlos aber sichtlich ungehalten zugehört hatte: „Nur lebendige Sachen haben einen Namen, Sachen die leben und die man totmachen kann.“

Ungefähr in der Mitte des zweiten Monats der Behandlung war er über mein fortwährendes Benennen der Steine schon sehr böse. Besonders auch darum, weil ich die Steine nicht nur durch Namen personifizierte, sondern ihnen auch dieselben Berufe beilegte, die auch er ausübte, wie Fabrikant, Trafikant usw. Da fragte ich ihn dann immer, warum er denn nicht seinen Namen nennen wolle, nachdem Namennennen wie er doch sehen müsse, ganz ungefährlich sei. Und nach unzähliger Wiederholung dieser Frage gab er mir mit einigen ganz klaren und verständlichen Sätzen die Erklärung für seine Namensangst und auch zugleich die Begründung, warum er immer einen Beruf haben müsse. Er sagte: „Man kann nicht nur einen Namen haben, man muß doch etwas sein, sonst kann man nicht leben. Ich will auch darum meinen Namen nicht sagen, ich sage ihn nur, wenn ich etwas bin. Ich will leben und groß sein, alle Großen haben einen Namen und sind etwas. Ich b i n nicht der Herbert, das sagt nur die Mutti, ich h e i ß e nur so, ich weiß, ich b i n wirklich der Waggonfabrikant.“

Ich möchte hier vor allem die ungewöhnliche reife sprachliche Form hervorheben, in der der fünfjährige Junge mir seine erste zusammenhängende Mitteilung über sein Innenleben machte. Sie ist von allem, was ich von gleichaltrigen Kindern jemals hörte, wesentlich verschieden. Die formale Reife und die große Einsicht und Klarheit, mit der er seinen Seelenzustand schildert, sind überhaupt für ihn charakteristisch und eine seiner besonderen Eigenschaften. Hinzuweisen wäre auch noch auf die merkwürdige Tatsache, daß der Kleine hier zum ersten Male von sich als „ich“ spricht. Da er seit dem Aufenthalt in der Klinik diese persönliche Bezeichnung vermieden hat, ist die Wiederaufnahme des Wortes „ich“ sicher als ein Fortschritt zu bezeichnen: er weiß, daß man sich für seine Befürchtungen interessiert und er hat auch einsehen gelernt, daß er sich vor mir nicht zu fürchten braucht wie vor Allem bisher. Man sieht aber hier auch schon einen Hinweis darauf, warum er immer bestrebt sein muß, einen Beruf zu haben. Nur Erwachsene sind von der dem K i n d stets drohenden Vernichtung ausgenommen. Wenn der kleine Herbert sagt: „Ich b i n der Trafikant,“ so ist das für ihn die Wirklichkeit und in dieser Scheinwirklichkeit muß er leben, wenn er seine Angst vermeiden will. Erst

1) Das war, wie ich vom Vater erfuhr. tatsächlich der Tag, an dem man ihn auf die Klinik gebracht hatte.

viel später in der Behandlung nahm er an dieser Einstellung, die man als eine Form des Größenwahns bezeichnen kann, gewisse Korrekturen vor. Zu der Zeit wurde es aber immer klarer, daß er womöglich der einzige Erwachsene sein wollte, wobei er versuchte, alle Erwachsenen zu Kindern zu erniedrigen, weil diese Wahnvorstellung ihm die größtmöglichste Sicherung gegen die Angst gab. Er erklärte mir daher immer wieder, er sei ein fünfunddreißigjähriger Erwachsener (das Alter seines Vaters), Vati und Mutti seien winzig, er werde sie in ein Wagerl geben, sie würden ein Lutscherl bekommen und ein Milcherl mit Haut. In dieser Umkehrung der tatsächlichen Verhältnisse steckt natürlich schon ein Hinweis auf die Bedeutung, die der Ankunft des jüngeren Bruders für seine seelische Erkrankung zukam. Auch daß er den Eltern Milch geben will, die er seit seiner Entwöhnung niemehr ohne Zutat getrunken hat und die er am energischesten ablehnt, läßt uns die Bedeutung des Abstillens für ihn ahnen[1]. Wenn er mit seiner Begleitperson im Park ist, will er immer allein mit ihr auf einer Bank sitzen, es ist kein Platz für jemand anderen, weil er so groß ist, „nur Butzerln sitzen zu viert". Manchmal sagt er der Kindergärtnerin, sie sei auch ein Butzerl, kaum vier Monate alt. Er besteht dann immer so eigensinnig auf dieser Behauptung, daß man verzichten muß, ihm die Realität klar zu machen. Einmal holte er den Parkwächter, um ihm zu „zeigen", an welcher Stelle die Kindergärtnerin angeblich den Rasen betreten habe. Er behauptete steif und fest, sie habe das getan, obwohl es nicht der Fall war. Ein neuer Zug tritt uns hier entgegen. Herbert scheint zum ersten Mal gegen jemand gerichtete Aggressionen zu zeigen, wenn er den Eltern das zu essen geben will, was er nicht mag und die Kindergärtnerin bestrafen lassen will. Dabei handelt es sich aber, wie sich im weiteren Verlauf zeigen wird, in erster Linie um den Versuch, ihm Zugefügtes aktiv zu erledigen und sich so davon zu befreien. Natürlich lehnte er in seinem Größenwahn auch alles Spielzeug ab, weigerte sich überhaupt Bilder, auch wenn sie in einem Buch für Erwachsene waren, anzusehen, doch versuchte er oft, m i c h zum Bilderansehen zu bringen, als er schon eine gewisse Beziehung zu mir hatte. Wenn er besonders nett sein wollte, sagte er: „Soll ich Ihnen Bilder zeigen oder wollen Sie vielleicht die Zigarettenschachteln mit dem Reklameauto der Tabakregie sehen?"[2]

Obwohl ich von Herberts Eltern wußte, daß er nie zeichnen wollte und daß ihn auch Zeichnungen nicht interessierten, hielt ich doch immer Farbstifte und Papier vorbereitet. Wenn er, mich ignorierend, in einem Buche las, zeichnete ich oft. Im Anfang schien er das gar nicht zu bemerken. Später, als wir schon davon sprachen, warum er seinen Namen nicht sagen wollte, und ich ihm immer wieder die Herkunft und das Entstehen dieser Angst zu erklären ver-

---

1) Natürlich spielt beim Nicht-reine-Milch-trinken die Tatsache eine Rolle, daß er sich mit den Eltern, also mit den Erwachsenen als Schutzmaßnahme identifizieren will.

2) Er kannte alle verschiedenfärbigen Zigarettenschachteln genau und wenn er das Äußere sah, wußte er auch gleich, welche Zigaretten in der Schachtel waren und welches Bild innen eingeklebt war.

suchte, sagte er eines Tages befehlshaberisch: „Teufel zeichnen." Ich beeilte mich, so gut ich es konnte, diesem Auftrag nachzukommen. Als ich fertig war, sah er den Teufel, den ich mit farbigen Federn geschmückt hatte, genau an und meinte: „Doktor X und Doktor Y werden kommen und dem Teufel die Federn ausreißen." Ich hatte von den Eltern erfahren, daß Doktor X und Doktor Y die Ärzte waren, die ihn auf der Ohrenklinik abwechselnd behandelt hatten; er sprach oft von ihnen und wußte ihre Worte nach zweieinhalb Jahren noch genau wiederzugeben. Da er in immer größere Unruhe geriet, sich sehr aufregte und immer wieder betonte, die Ärzte würden dem Teufel die Federn ausreißen, versuchte ich ihn zu beruhigen, indem ich das tat, was er mir ja schon als Mittel gegen das passive Erleiden angedeutet hatte: ich zeichnete ein neues Bild, auf dem der Teufel die beiden Ärzte holte. Das gefiel ihm sehr gut, er beruhigte sich und als ich ihn fragte, ob er die Rolle des Teufels übernehmen wolle, sagte er: „Nein, aber ich will sie (die Ärzte) furchtbar prügeln." Das wurde denn auch in einem neuen Bild festgehalten. Von diesem Moment an schien der Zugang zu den Inhalten seiner Angst eröffnet. Er begann selbst zu zeichnen, zuerst nur ganz ungegenständliche Striche, dann, wie aus der abgebildeten Zeichnung ersichtlich, lauter Nadeln, Stecknadeln, Haarnadeln, Sicherheitsnadeln, die, wie er sagte, immer von den Doktoren auf der Klinik verwendet worden seien.

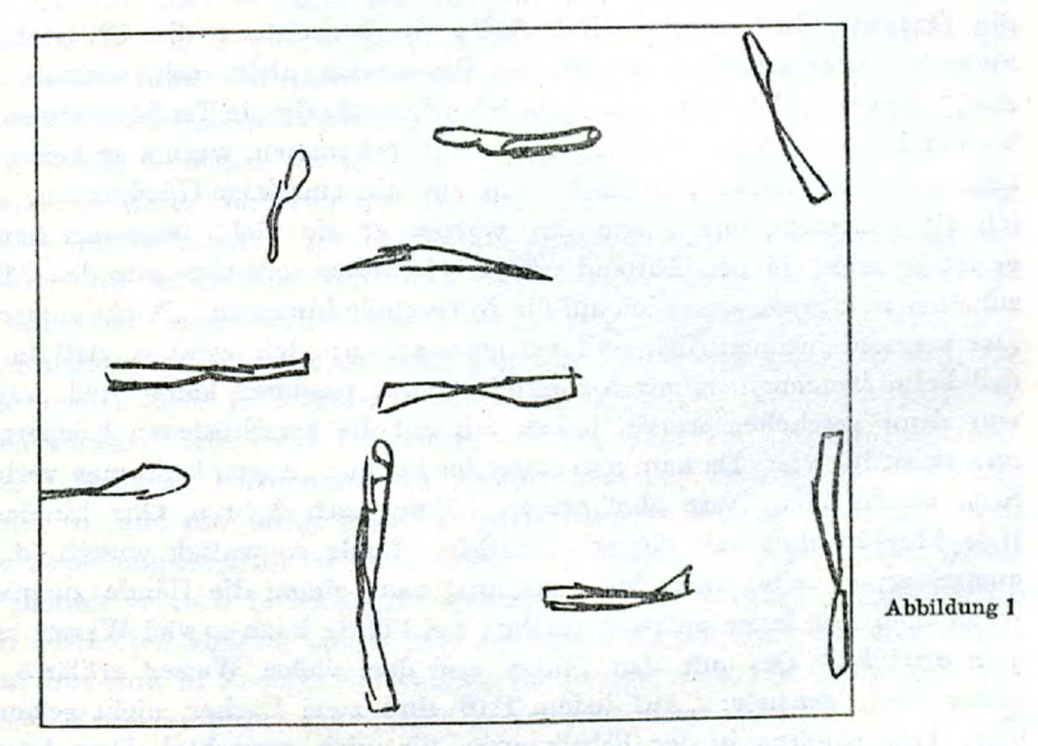


Abbildung 1

Bald, nachdem er die Nadeln zeichnete, begann er auch Ohrtrichter und Ohrenspiegel zu zeichnen, die die beiden Ärzte nach seinen Angaben auch verwendet hatten. Die folgende Zeichnung zeigt, wie geschickt er dann später einmal die Ohrtrichter in einem Bild einer Jazzkapelle verwendete (S. 20).

Der Kindergärtnerin erzählte er voll Interesse: In der Mariahilferstraße (der Straße, in der ich wohne) zeichnet man ihm immer den Teufel, der

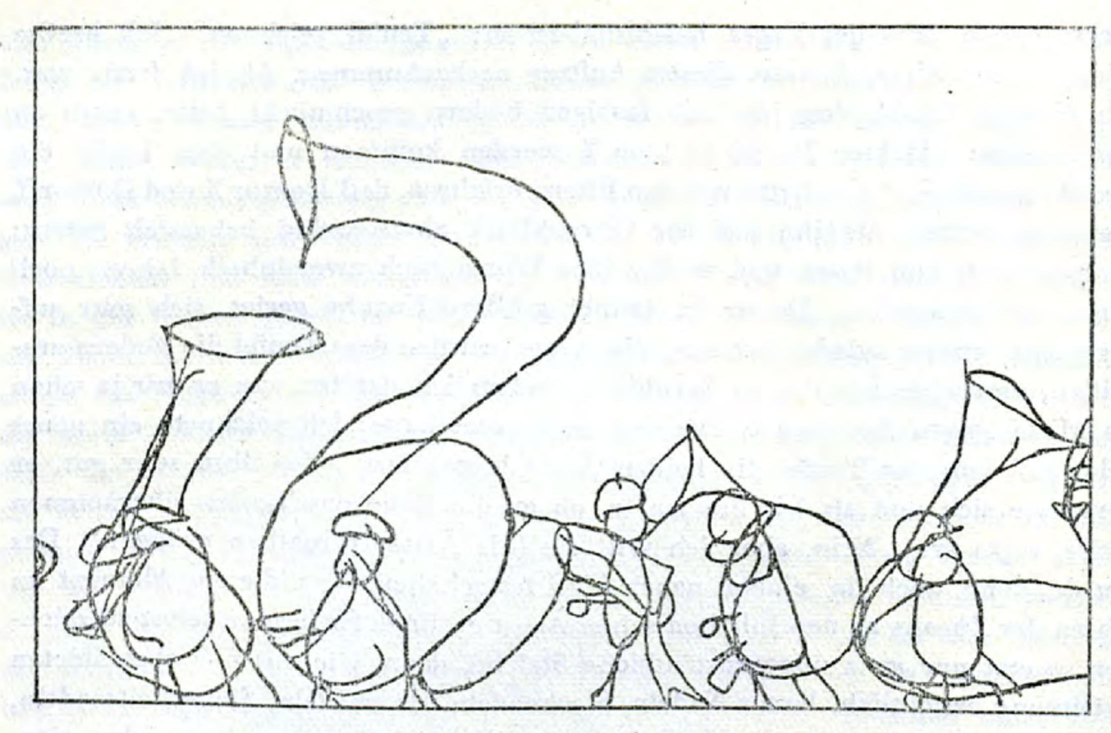


Abbildung 2

die Doktoren holt und sie mit Radio (so benennt er die Ohrtrichter) und Sicherheitsnadeln verbrennt. „Es tut ihnen aber nicht weh, weil sie schlimm sind," fügt er erklärend hinzu. Da ich selbst ständig die Teufel zeichnen mußte, konnte ich auch unauffällig der Frage näher kommen, warum er keine Körperteile benennen wolle. Ich zeigte also auf die einzelnen Gliedmaßen, während ich sie zeichnete, und fragte ihn, warum er sie nicht benennen könne. Da geriet er sofort in den Zustand erregter Unruhe, versuchte mir den Mund zuzuhalten und sagte, wenn ich auf die Körperteile hinzeigte: „Nicht aussprechen!" Das verstand ich natürlich und versicherte ihm: „Ich weiß ja, daß du glaubst, daß beim Benennen deiner Körperteile etwas passieren kann" und fragte ihn, was denn geschehen werde, indem ich auf die verschiedenen Körperteile bei mir selbst hinwies. Da kam nun folgendes heraus: „Augen kann man verbrennen, Kopf abschneiden, Nase abschneiden, Zähne Loch bohren, Ohr hineinstechen, Hals hineinstechen mit Sicherheitsnadeln, Hände so wutsch wutsch (d. h. zerquetschen; er selbst versuchte manchmal auch einem die Hände zu quetschen, wenn man ihn fester anfassen mußte), bei Füßen kann so viel Wasser sein, daß man ertrinkt." Das mit den Füßen und dem vielen Wasser erklärte er mir später noch genauer: „Auf jedem Fuß sind zwei Löcher, nicht gekaufte wie beim Vati, sondern in der Fabrik extra für mich gemachte[1]. Dort könnte das Wasser hineinrinnen, darum muß man die Füße immer zugedeckt lassen und darum kann man sie nur in einer Wanne waschen, wo man genau sieht ob viel oder wenig Wasser da ist." Aus Angst, daß Wasser in die Löcher am Fuß hineinfließen könne, war er auch nicht dazuzubringen, ohne Socken zu schlafen.

1) Ich erinnere an die Bedeutung des Kaufs von neuen Gegenständen zum Unterschied vom extra Anfertigen derselben. Woher die „Löcher" stammen, wird sich noch erweisen.

Und als er sich viel später zum Baden im Freien entschloß, bestand er in der ersten Zeit immer darauf, nur mit Badeschuhen ins Wasser zu gehen. Nach dieser Besprechung zeigte er zum ersten Male Interesse für mich und sagte dem Vater beim Weggehen: „Vati, sie weiß alles, ich will bei ihr bleiben." Alles Wissen war bei Herbert, der nur auf Wissenserwerb aus war, die größte Auszeichnung, die er zu vergeben hatte.

Alle diese Vorsichtsmaßregeln des kleinen Herbert, deren Entstehen noch später deutlich werden wird, haben den Zweck, eine Zerstörung seiner Person, deren übermäßige Selbsteinschätzung hier wieder besonders auffällt, zu vermeiden. Dabei betont Herbert aber immer wieder, daß er nicht Angst habe, daß ihm das passieren könne, es sei ihm schon alles das einmal zugestoßen, man habe versucht, ihm den Kopf und die Nase abzuschneiden, in den Hals und das Ohr habe man schon hineingestochen, die Hände seien ihm schon gequetscht worden usw., er fürchte eben eine Wiederholung aller dieser schrecklichen Dinge. Begreiflicherweise ist er hier einer Konfrontation mit der Wirklichkeit noch weniger zugänglich wie sonst, weil ihm ja tatsächlich Einiges, was er ständig vermeiden will, schon passiert ist: wie ins Ohr hineinstechen und Hände quetschen. Er behauptet steif und fest, daß alles das, was er befürchtet, sich in dem Moment wieder ereignen wird, in dem er die Körperteile benennt. Es wird hier deutlich, daß für ihn alles zur Wirklichkeit wird, was er ausspricht und das, was er nicht benennt, nicht vorhanden ist und nicht Realität werden kann und damit für ihn der Vernichtung entzogen ist.

Nun machte ich ihm den Vorschlag, ich würde bei mir die einzelnen Körperteile mit Namen benennen, er solle nur hinzeigen und werde sehen, daß mir nichts dabei passiere. Das erstaunte ihn sehr und er fragte sehr ungläubig: „Wie können Sie das verhüten?" Da ergab sich die seit langem von mir erwartete Gelegenheit, mir selbst eine Rolle und eine Fähigkeit beizulegen, die mir gestattete, mich all seinen wahnhaften Vorstellungen anzupassen. Ich sagte also, ich sei imstande das zu verhüten, weil ich eben zaubern könne. Da sah ich ihn zum ersten Male in lebhafte Begeisterung geraten und befreit auflachen. Es schien wirklich, wie wenn ich damit, daß ich seine Vorstellung akzeptierte, er könne z. B. durch Vermeidung des Aussprechens von Worten die Wirklichkeit abändern, und mir selbst diese Fähigkeit zusprach, eine ganz große Bresche in seine Beziehungslosigkeit zu allen Menschen geschlagen hätte. Von diesem Tag an behielt er auch in besonders schlechten Zeiten, in denen niemand etwas mit ihm ausrichten konnte, immer eine Beziehung zu mir und ich war immer imstande, mit ihm in Kontakt zu bleiben. Er nannte mich von da an ganz von selbst den „Zauberer gegen die Angst" und behielt diese Anrede auch bei, als er schon längst den Glauben an meine Zauberkunst aufgegeben hatte. Die Beziehung zu mir begann nach einiger Zeit auch tatsächlich positiv gefärbte Züge aufzuweisen, er redete oft ununterbrochen mit mir, baute als Waggonfabrikant Waggons aus Matadorsteinen für mich oder saß die ganze Stunde ruhig lesend neben mir auf dem Sofa. Eines Tages erklärte er ganz spontan: „Ich werde immer beim Zauberer bleiben, heute, morgen, immer, Eltern brauch' und mag

ich nicht." In dieser Zeit tat er auch einige Aussprüche, die zeigten, daß er doch einiges vom Wesen der Behandlung zu verstehen begann. So sagte er einmal: „Wenn man Angst hat, muß man zum Zauberer gehen und auch wenn man etwas nicht aussprechen kann." Oder er bat mich, auf seine Zahnlücke zeigend, die ihm große Angst bereitete: „Bitte, Herr Zauberer, nehmen Sie die Angst weg und machen Sie mir das Loch zu." Dieser Ausspruch zeigte zwar, daß er weiß, daß es meine Aufgabe ist, ihm die Angst wegzu„zaubern", aber weil er eben noch immer glaubt, ich könne tatsächlich zaubern, erwartet er gleich, ich solle die an ihm erfolgte Zerstörung gutmachen. Besonders interessierte ihn auch die Freudsche Gesamtausgabe, weil sie in meinem Büchergestell den größten Platz einnahm und die Bände so großen Umfang hatten. Er blätterte oft darin und sagte: „Das sind die Bücher, in denen der Zauberer liest, wie man die Angst wegzaubert." Da er immer Angst hatte, mit einem Arzt, den er so fürchtete, zusammenzutreffen, war es ihm natürlich eine große Beruhigung, daß ich trotz des Schildes an meiner Tür, das er natürlich gesehen hatte, doch kein Arzt, sondern ein mächtiger Zauberer war und keine Instrumente besaß, sondern nur aus Büchern meine Kenntnisse bezog.

Mit der Zunahme der guten Beziehung zu mir, ging auch in den Verboten, Körperteile zu benennen, eine große Änderung vor sich. Zuerst behauptete er immer, wenn er mich zum Wegzaubern der Angst aufforderte „Aussprechen darf man nicht". Er begann aber bald, als ich ihm immer wieder bewies, daß Aussprechen von m i r und dabei auf s e i n e Körperteile zeigen, keine üblen Folgen hatte, auf m e i n e Körperteile hinzuzeigen, wenn ich sie laut benannte. Bald danach entschloß er sich auch, auf s e i n e eigenen Körperteile hinzudeuten und ich durfte sie dabei benennen und schließlich brachte ich ihn dazu, die Körperteile leise zu buchstabieren, ohne daß er aber die Buchstaben zusammenhängend ausgesprochen hätte.

Auch in seinen Zeichnungen war eine deutliche Wendung zum Bessern zu bemerken. Während er früher nur Striche und nichts Gegenständliches außer den von den Ärzten der Ohrenklinik benützten Instrumenten gezeichnet hatte, stellte er jetzt sogar Waggons mit Leuten dar, die stellenweise erstaunlich geschickt wiedergegeben waren, wenn man in Erwägung zieht, daß er überhaupt nie gezeichnet hatte. Als einen großen Fortschritt muß man es auch werten, daß er die Gliedmaßen selbst zeichnete. Schließlich entschloß er sich sogar, den Teufel zu zeichnen, der die beiden Ärzte holt und versäumte auch nicht, sich selbst auf dem Bild darzustellen, wie er die beiden Doktoren „furchtbar prügelt".

Eine kurze Zusammenfassung der Veränderungen im Wesen des kleinen Herbert innerhalb dieser ersten Monate der Behandlung ergibt, daß seine Fortschritte auf dem Gebiet des Sprachlichen am auffälligsten sind. Er spricht jetzt, wie es sich gehört, immer von sich selbst als „ich", redet noch andere Leute außer mir direkt mit „Du" oder „Sie" an, spricht bisweilen sogar über natürliche, alltägliche und seinem Alter entsprechende Dinge. Es ist auch in seinem Größenwahn eine Veränderung eingetreten. Während er früher ständig einen Beruf

ausübte, so bezeichnete er sich jetzt als „großen Jungen“ und ist nicht mehr fortwährend „Trafikant“ usw. Natürlich ist es für seine Umgebung immer noch unerträglich mit ihm auszukommen, weil er weiter strenge auf Einhaltung aller in der Vorgeschichte geschilderten Zeremonielle und Gebote besteht und durch gar nichts davon abzubringen ist. Sein Interessenkreis hat sich nicht geändert. Außer dem zeitweiligen Spiel mit Matadorsteinen und den spärlichen Zeichnungen geht er nach wie vor nur auf den Erwerb von abstraktem Wissen aus. Ja, er fällt der Umgebung sogar lästiger als früher, weil er jetzt, seit er mehr Beziehung zu den Menschen hat, noch intensiver und ungeduldiger fragt. Auch in seinem Affektleben ist einiges anders geworden. Man kann beobachten, daß ihn doch manches in seiner Umgebung interessiert, dabei hat die Bewegungsunruhe entschieden abgenommen. Bedeutungsvoll ist es auch, daß er offenbar doch verstehen gelernt hat, daß er sich wirklich fürchte und zwar nicht nur vor der Wiederholung all der schrecklichen Dinge, die, wie er behauptet, ihm alle wirklich zugestoßen sind, sondern auch vor Anderem, vor allem Neuen, Unbekannten, das er nicht verstehen und erfassen kann. Er zeigt sich jetzt gegen Abend oft ängstlich, will nicht mehr so gern allein im Zimmer bleiben und sagt oft: „Macht die Türe zu, ich habe Angst, die Finsternis kommt herein“. Dies fiel seiner Umgebung umsomehr auf, weil das Wort Angst von ihm früher nie gebraucht wurde. Auch ich hatte es sorgfältig vermieden, von Angst oder Fürchten zu reden, um ihm nichts zu suggerieren, sondern immer nur betont, er glaube offenbar, es könne ihm etwas passieren usw. Er hatte mich spontan von selbst als „Zauberer gegen die Angst“ bezeichnet. Seine Beziehung zu mir und zur Kindergärtnerin ist für seine Verhältnisse andauernd gut, man kommt unter Einhaltung gewisser von ihm gestellter Forderungen, auf die ich noch zurückkommen werde, immer mit ihm aus. Zur Mutter hat sich sein Verhältnis in dieser Zeit sehr verschlechtert. Er empfindet es eben doppelt unangenehm, daß sie für seine Absonderlichkeiten kein Verständnis besitzt, weil er nun weiß, daß andere ihn verstehen und bemüht sind, auf seine Sonderbarkeiten einzugehen.

Die Angst vor dem „spritzenden Gitter“ und vor dem „Schlüsselloch“.

In der nächsten Periode der Behandlung standen einige Ängste vor speziellen Dingen im Vordergrund, die dann auch im weiteren Verlauf ihre Lösung erfuhren und ganz verschwanden. Diese besonderen Ängste waren natürlich schon früher da, konnten aber wegen Herberts großer Einschränkung im Sprechen und dem immer vorhandenen Zustand erregter Unruhe nicht isoliert gesehen werden.

Schwierigkeiten ganz besonderer Art ergaben sich, als er nicht mehr vom Vater, sondern von der Kindergärtnerin zu mir gebracht wurde. Sie verfuhr mit ihm natürlich nicht so gewalttätig wie der Vater, der ihn einfach fest bei der Hand nahm und in die Straßenbahn hineinzerrte. Er weigerte sich nämlich ganz energisch, jede Straßenbahn zu benützen, an der die vorne angebrachte Nummer schief zu stehen schien. „Mit denen kann ich nicht fahren, da muß

ich mich zu krampfhaft anhalten, um nicht herauszufallen". Wenn man ihm dann vorschlug, den Autobus zu benützen, weigerte er sich auch da unnachgiebig das zu tun, denn: „Der Autobus kann einen überfahren, nur kleine Butzerln lassen sich überfahren, große Jungen tun das nicht, darum können sie nicht mit dem Autobus fahren." Er konnte noch aus einem anderen Grund den Autobus nicht benützen: „Im Autobus können große Jungen nicht fahren, da muß erst ein „lein" von der Fabrik eingebaut werden. „Lein" war wie sich später herausstellte „das wo sich der Wagenführer anhält", dann benannte er mit „len" oder „lan" die Signalleine des Schaffners, mit „lin" oder „lün" die Schlingen zum Anhalten. Ich hatte schon längere Zeit vorher beobachtet, daß er oft mehrere Male mit besonders ernsthaftem Gesichtsausdruck halblaut „lan, len, lin, lün, lein" vor sich hersagte. Da er jede Erklärung über die Bedeutung dieser Worte und über den Zweck ihres Aussprechens zuerst verweigerte, wollte ich wieder eine Erklärung erreichen, indem ich ihn durch Nachahmung zu ärgern versuchte. Ich machte ihn also einige Zeit in ähnlicher Weise nach, und sagte z. B. man, men, min, mün, als er wieder diese Silben vor sich hinflüsterte. Da wurde er sehr ärgerlich: „Man, men, min, gibt es nicht, das ist ausgedacht; Sie brauchen sich nichts auszudenken, Sie sind ja der Zauberer gegen die Angst. Ich muß immer solche Worte machen aus Angst." Es ging also daraus klar hervor, daß der Ersatz gewisser Worte durch die scheinbar sinnlosen Silben als eine Schutzhandlung aufzufassen war, durch die vermieden werden sollte, daß einem beim Aussprechen der richtigen Bezeichnungen etwas zustoße. Nun wird auch verständlich, warum er Straßenbahnen mit schiefen Ziffern nicht benützen kann. Er ist überzeugt, daß in diesen Straßenbahnen auch alles schief steht und er sich krampfhaft anhalten müsse. Anhalten kann er sich aber weder dort, wo sich der Wagenführer anhält, noch an der Signalleine des Schaffners, noch an den Schlingen zum Anhalten, weil er zu k l e i n dazu ist. Also eine doppelte Gefahr: in einer Straßenbahn mit schiefer Ziffer müßte er seine Kleinheit zugeben, wenn er versuchte, sich anzuhalten; wenn er sich nicht anhalten kann, könnte er herausfallen und überfahren werden. Den Autobus kann er überhaupt nicht benützen, denn der wackelt so, wie er weiß, daß man ohne sich anzuhalten, überhaupt nicht darin stehen kann[1]. Nun vermeidet er zu dieser Zeit strengstens die Anerkennung aller Dinge, wie schon die Motivierung seiner Ablehnung des Autobus zeigt, die ihn zwingen könnten, seine Kleinheit, also sein K i n d s e i n als real zuzugeben. Lederschlingen in der Straßenbahn müssen also durch ungefährliche Worte ersetzt werden, wenn man überhaupt von ihnen sprechen will. Es zeigt sich also hier, daß seine Angst, Straßenbahnen mit schiefen Ziffern und Autobusse zu benützen, wieder mit der Angst vor den Gefahren, die ihm als schutzlosem Kind drohen, zusammenhängt, vor denen man aber durch Erwachsensein geschützt ist.

Es gab noch etwas anderes auf der Straße, dem er unbedingt ausweichen mußte. Das war ein bestimmtes Parfumeriegeschäft in der Gasse, in der er

1) Er betont ja, daß im Autobus nicht einmal ein „lein" ist, also etwas, woran sich der Wagenführer anhalten kann.

wohnte. Wenn bei diesem Geschäft abends ein Drahtgitter vor die Auslage vorgezogen war, weigerte er sich aufs heftigste, an diesem Gitter vorbeizugehen. Als er mit der Kindergärtnerin einmal nach Geschäftsschluß an diesem Laden vorbeikam, riß er sich plötzlich los, stürzte mitten durch Autos und Straßenbahnen auf die andere Seite der Straße und blieb dort ganz aufgeregt, zitternd und blaß vor Angst stehen. „Wir sind jetzt zu spät gekommen", sagte er, „jetzt hat er zu, da kann ich nicht vorübergehen". Als man ihn fragte, warum er jetzt nicht vorübergehen könne, erklärte er es auch. „Wenn die Scheibe da ist und kein Draht (Gitter) kann es nicht spritzen, aber wenn sie unter dem Draht ist, kann es spritzen. An allen anderen Läden kann ich vorbeigehen, wenn die Rollbalken herunter sind." In der Auslage dieses Parfumeriegeschäfts waren verschiedene Irrigations- und Sprayapparate, Frauenduschen usw. ausgestellt. „Dort sind ja Schläuche, sagte er, da kann es überall spritzen". Er lief ebenso vor dem Gärtnerschlauch im Park und vor dem Sprengwagen davon. Da ich wußte, daß man ihm bei der lang dauernden Ohrenkrankheit auf der Klinik oft sein Ohr ausgespritzt hatte, war die Angst vor dem Gitter, von dem er immer wieder behauptete, es habe wirklich herausgespritzt, leicht zu verstehen. Ebenso wurde es jetzt deutlich, wie sehr ihn eine andere, die Angst vor dem „Schnapperl" quälte. Es mußte nämlich bei jeder Türe die Klappe über dem Schlüsselloch geschlossen sein, wenn der Schlüssel nicht drin steckte, sonst hielt er sich die Augen zu und brüllte solange „heruntergeben", bis man das Schnapperl über das Schlüsselloch herunterschob. Die ungewöhnlich erregte Bewegungsunruhe, die ihn in jedem neuen Raum befiel, hing auch mit dieser Angst vor dem „Schnapperl" zusammen. Ich besuchte in dieser Zeit einmal mit ihm den Montessori-Kindergarten; er war ganz außer sich, weil in einem Raum fünf offene Schlüssellöcher waren und benahm sich aus Angst davor wie ein Verrückter. „Beim Schlüsselloch" erklärte er mir einmal, „muß entweder das Schnapperl vor sein, oder man muß den Schlüssel hineinstecken. Das Schnapperl muß herunter sein, sonst kommt die Finsternis herein und ich sehe nichts." Später behauptete er einmal auch: „Man muß das Schnapperl heruntergeben, sonst wird die Finsternis hereinkommen und man wird von außen den Schlüssel hineinstecken und mich einsperren."

Diese beiden Ängste, die vor dem Gitter beim Parfümeriegeschäft, bzw. vor dem Spritzen und die vor dem „Schnapperl", waren ihm ganz bewußt und er verstand jetzt schon vollkommen, daß er zu mir komme, „damit ich ihm diese Ängste wegzaubere." So sagte er: „Ich habe jetzt nur Angst vor dem Schnapperl und dem Parfümeriegeschäft, vor den Doktoren nicht mehr, weil sie der Zauberer zum Teufel geschickt hat." Dann meinte er einmal sehr nett und vernünftig, als er Spielzeug im Zimmer sah und vermutete, daß er damit spielen solle: „Spielen Sie nicht, ein berühmter Zauberer gegen die Angst darf auch nicht mit mir spielen, sonst bleibt die Angst da." Ein anderes Mal sagte er, als eine Stunde wegen eines Feiertags ausfallen mußte und ich ihm das erklärte, weil er jetzt immer genau darauf bestand, an denselben Tagen und zur selben Stunde zu mir zu kommen: „Es ist so schade, jetzt haben Sie mir erst ein Viertel von

der Hälfte der Angst[1] weggezaubert und morgen wird mir wieder nichts weggezaubert." Ich glaube, daß die Krankheitseinsicht und der Wunsch, seine Angst loszuwerden und das Verständnis für die Behandlung aus diesen Aussprüchen so eindeutig hervorgehen, daß sie keiner weiteren Erklärung bedürfen. Hervorzuheben wäre nun wieder die ganz unkindlich reife und doch zugleich fremdartige Form, in der der kleine Herbert alle Mitteilungen über seine seelischen Vorgänge vorbringt.

Meine Vermutung, daß das angeblich spritzende Drahtgitter, die spritzenden Gummiapparate und das offene Schlüsselloch eine symbolische Bedeutung haben müßten, mit der die Angst in der Tiefe verankert war, wurde im Laufe dieses Behandlungsabschnittes auch bestätigt. Als wir nämlich über die verschiedenen Spritzapparate sprachen, sagte er: „Es kann auch sonst spritzen; einmal war ein Lavoir und ein Schlauch da für vorn und hinten (dabei zeigte er auf seinen Körper) und dann spritzt es auch". Er weigerte sich absolut mir zu zeigen, an welcher Stelle seines Körpers die Schläuche verwendet wurden, sagte nur immer wieder: „Ganz unten". Bald stellte es sich heraus, daß es auch unverständliche Worte gab, mit denen die Stellen bezeichnet wurden, an denen Schläuche am Körper eingeführt werden konnten: „Flo ist da vorne, da bekommt man einen schwarzen Schlauch, flau ist rückwärts mit einem kurzen roten Schlauch." „Flo" hieß eigentlich Floda; Herbert behauptete, es stamme daher, daß ihm einmal eine Hausgehilfin (er meinte dieses Mädchen, das sich, wie mir die Mutter berichtete, immer absichtlich vor ihm aus- und angekleidet hatte) gezeigt habe, ein Floh ist da. In Wirklichkeit soll er aber einmal aus dem Zimmer des Mädchens herausgestürzt sein und geschrien haben: „Sie hat ein Floda zwischen den Beinen." Womit er also offenbar das Genitale meinte. Er gebrauchte dieses Wort aber auch nicht nur für das weibliche Genitale, sondern für alle Dinge, die mit der Genital- und Afterregion zusammenhingen. So sagt er einmal: „Ich brauch keinen Bruder, wir werden ihn hinlegen, der Vati dreht ihn um, und die Mutti hält ihn, ich geb den Schlauch hinein, das Wasser spritzt hinein und nimmt ihm vorn und hinten das Floda weg." Hier bezeichnet also Floda Penis und Kotstange, denn es soll ja der Bruder umgebracht werden, indem man ihm diese beiden Floda wegnimmt[2]. Ich versuchte ihm nun zu erklären, daß ich wisse, was er eigentlich mit dem „Floda" und mit dem „flau" meinte und weshalb er sich davor fürchtete. Da geriet er in große Angst, betonte immer wieder, „nein das mein ich nicht, es heißt nur ein „Floh" ist „da", ich muß es nur aus Angst zusammen sagen". Ich lehnte diesen Versuch der Rationalisierung energisch ab und behauptete, ich wisse schon, daß Floda bedeute, was er vorne unten habe. „Nein, nein", rief er angstvoll und begann zum ersten Mal laut zu schreien, „ich rede nur von dem, was man fortnehmen kann, da ist aber nichts". Es wird also deutlich, daß er aus Angst um sein

1) Es sei hier nur darauf hingewiesen, wie sicher und richtig der damals fünfdreiviertel Jahre alte Herbert Brüche verwendet.

2) Auf dieses Verhalten zum Bruder komme ich später natürlich noch ausführlicher zurück.

Glied das Ersatzwort gewählt hat und daß er die richtige Bezeichnung nicht geben kann, weil mit dem Aussprechen derselben das Ding existieren würde und damit auch der Vernichtung zugänglich wäre. In dieser Zeit beobachtete auch die Kindergärtnerin, daß er von der Mutter angeschrieen wurde, als er sich einmal von außen an der Genitalgegend kratzte. Kurz danach suchte er das Klosett auf, um zu urinieren. Plötzlich rief er laut und verzweifelt um Hilfe, obwohl er sonst seine Geschäfte immer allein verrichtete: „Kommen Sie, helfen Sie mir, ich kann die kleine Seite (kleine Seite war die in der Familie übliche Bezeichnung für Urinieren) nicht angreifen, sonst mache ich mich schmutzig."

Hier wird auch ein anderer Ausspruch verständlich; er behauptete oft: „In der Finsternis kommen so Sachen, die ich nicht kenne und nicht anschauen darf. Da sehe ich oft die kleine Seite, wenn sie dünn und klein ist. Wäre sie das nicht, dürfte ich sie nicht sehen." Als die Kindergärtnerin später mit ihm in einem Kinderheim war, beobachtete sie, daß er, wenn er bei Nacht urinieren wollte, immer eine Erektion hatte. Da rief er dann: „Ich darf es nicht sehen[1]." Er wurde noch deutlicher: „Es gibt so Stöckchen bei der kleinen Seite, an denen muß man ziehen und dann steckt sich die Angst heraus (die Angst vor der Erektion)." Es droht also immer bei Nacht die Gefahr, daß man „die kleine Seite, wenn sie groß (erigiert) ist", bemerken könnte[2].

Bei den Gesprächen über die Schläuche (die verschiedenen Irrigations- und Sprayapparate in der Auslage des Parfumeriegeschäftes) stellte sich heraus, daß er sich vor dem Schlauch so fürchtete, weil „den hat man mir einmal hineingesteckt, wie ich noch ein Butzerl war". Nun zeigte ich ihm immer wieder sehr eindringlich, daß die Angst vor dem Parfumeriegeschäft, vor allem den Dingen in der Auslage galt und die Angst vor dem offenen Schlüsselloch von der Symbolik des Schlüssellochs herstammte, in das man vielleicht den Schlauch hineinstecken werde. Diese Deutung, die natürlich noch nicht den ganzen Inhalt seiner beiden Ängste erschöpfte, schien zuerst wirkungslos, weil er sie einfach ignorierte. Ich drängte ihm die Erklärung immer wieder auf, sagte ihm auch, daß ich böse sei, weil diese beiden Ängste nicht weggehen wollten und noch immer daseien. Das machte ihm Eindruck, mit dem mächtigen Zauberer gegen die Angst wollte er sich ja auch nicht verfeinden. Nach einigen Tagen sagte er ganz plötzlich: „Die Stunde kann um viertelfünf aus sein (sie hatte um vier Uhr begonnen), ich mache alles allein und am 20. April werde ich keine Angst mehr haben vor dem Schnapperl und dem Parfümeriegeschäft." Er hat sich also aus Angst vor dem Bösesein des „Zauberers" entschlossen, die beiden Ängste, die er bei seiner geistigen Frühreife natürlich als solche erkennen muß, aufzugeben, will aber in seinem Größenwahn allein damit fertig werden. Damit erklärt sich auch zum Teil die T e r m i n s e t z u n g für das Verschwinden eines

1) Er sagte auch: „Die Löcher am Fuß und auf der kleinen Seite darf man nicht anschauen, sie sind wie Schlüssellöcher; auf der Brust sind zwei, die darf man anschauen."

2) Dabei wird die Harnröhrenmündung, die er als „Schlüsselloch" nicht anschauen darf, besonders sichtbar."

Symptoms, die er hier zum ersten Male vornahm. Er will wirklich alles selbst machen, darum bestimmt er auch, w a n n ein Symptom verschwinden wird. Die Terminsetzung ist ein Beweis dafür, daß er die Deutung akzeptiert und wahrscheinlich schon jetzt auf die Angst verzichten könnte, wenn er es wollte.

Nun glaubte ich damals nicht daran, daß er die beiden Ängste wirklich zu dem angegebenen Termin verlieren würde, weil er noch soviel Angst zeigte, und versuchte daher immer wieder, ihn mit den Gegenständen seiner Angst in der Realität zu konfrontieren. So ließ ich das Schlüsselloch in meinem Zimmer, nachdem er die Terminsetzung für die Beendigung der Angst davor angegeben hatte, immer offen stehen. Als er das das erste Mal bemerkte, stürzte er aus meinem Zimmer heraus und wollte nicht mehr hinein. Nur die Drohung, ich würde böse sein, brachte ihn dazu, ins Zimmer zu kommen, nachdem er mir vorher das Versprechen abgenommen hatte, das Schnapperl herunterzugeben. Das wiederholte ich jedesmal, wenn er kam, bis er endlich das Schnapperl selbst heruntergab. Der Kindergärtnerin sagte er in dieser Zeit oft: „Der Zauberer soll das Schnapperl herunterzaubern, sonst muß man einen Blödsinn reden. Und nur dumme Leute reden einen Blödsinn."

Ich zwang ihn allmählich auch bei mir das Schlüsselloch anzusehen, indem ich ihm nicht erlaubte, das Schnapperl herunterzugeben. Tagelang hielt er sich die Augen zu und stand heulend und schreiend in der entferntesten Zimmerecke. „Ich kann nicht, ich kann nicht hinschauen, da muß man gräßliche Worte reden, die nur die Schweine sagen." Als ich ihm zuredete, die Worte doch zu sagen, es mache nichts, wurde er noch verzweifelter: „Das hat die Mutti verboten, wenn ich solche Worte sage, sperrt sie mich im Kabinett ein, dann verliert sie den Schlüssel und ich kann nicht heraus"[1].

Ich beruhigte ihn ständig, erfand für ihn neue Zahlenspiele, die ihn begeisterten, und war in diesen Tagen besonders nett zu ihm. Endlich gestand er: „Wenn man diese Worte sagt, w i r d man wirklich ein Schwein." Als ich versprach, diese Gefahr mit meiner Zauberkunst abzuwenden, sagte er: „Am Freitag werde ich die Worte der Ängstlichen sagen." Am Freitag weinte er entsetzlich, hielt dann aber den Termin ein und sagte: „Jetzt werde ich ein Schwein — Foche, Toche, Roche." Von diesen Worten waren mir zwei sofort verständlich: mit „Toche" meinte er das Gesäß (das man auf jiddisch als Toches bezeichnet), im Anklang daran war Foche gebildet, das dasselbe bedeuten mußte wie „Floda". Übrigens klingt „Foche" auch an den im Wienerischen vorkommenden Ausdruck „Fotz" an, der das weibliche Genitale bezeichnet. Diese Ausdrücke Toches usw. konnte ich als ihm bekannt voraussetzen, da die Mutter mir oft klagte, daß sie immer nur ganz gewöhnliche Mädchen halten konnte, die gar keine Manieren hatten und vor den Kindern die ärgsten Worte in den Mund nahmen, weil sie nie einen ordentlichen Lohn zu zahlen imstande war.

Ich gab ihm zu verstehen, daß mir die Bedeutung dieser Ersatzworte, an die ihn eben die Form des Schlüsselloches erinnerte, bekannt sei und bewies ihm

1) Zu Hause wurde er nie eingesperrt, warum er sich aber vor dem Einsperren so fürchtete, wird sich bei der Auflösung der Angst vor dem „Gitter" noch herausstellen.

immer wieder, daß beim Aussprechen dieser Worte nichts passierte. Schon seit einiger Zeit hatte ich absichtlich eine neue Beschäftigung für die Analysenstunde eingeführt. Ich faltete kleine viereckige verschiedenfarbige Stückchen Papier zusammen, er diktierte, welche geometrischen Formen ich in dem zusammengefalteten Stück Papier auszuschneiden hatte, dann nahm er sie auseinander und freute sich sehr an den Veränderungen, die an Kreis, Viereck, Dreieck usw. zu bemerken waren. Dabei machte es ihm großen Spaß, mir die Formen sehr rasch anzugeben und er war begeistert, wenn ich aus Irrtum statt eines Trapezes ein Quadrat ausgeschnitten hatte. Daß er sehr bald heraus hatte, wie sich die Formen bei vierfachem Zusammenfalten des Papiers ändern, ist bei seiner mathematischen Begabung eigentlich nur selbstverständlich. Diese Papierblätter nannte er „Teppicherl". Ich schnitt nun in die „Teppicherln" Schlüssellöcher, sprach dabei die verpönten Worte „Foche, Toche, Roche" aus und zwang ihn, die Schlüssellöcher im Teppicherl anzusehen. Er schrie auch hier zuerst, gewöhnte sich aber dann an den Anblick und meinte, die ausgeschnittenen Schlüssellöcher seien „jejuju"[1]. Man sieht daraus, daß er nur die Ersatzworte änderte, sobald ich die Bedeutung verstanden hatte. Wenn ich zu diesem Zeitpunkt, wenige Tage vor dem festgesetzten Termin, über die Bedeutung der Schlüssellöcher sprechen wollte, hielt er sich die Ohren zu und sagte, „jetzt will ich das nicht wissen, erst am 20. April, das ist doch bald, gedulden Sie sich bis dahin."

Die wichtigste Erklärung der Symbolik des Schlüssellochs konnte ich ihm aber nur im Zusammenhang mit seiner Angst vor dem spritzenden Gitter geben, die in der gleichen Zeit wie die Schnapperlangst besprochen wurde. Um ihn hier mit dem Objekt seiner Angst in der Realität zusammenzubringen, besorgte ich einen Sprayapparat, der aus einer Flasche, einem kurzen roten Schlauch und einem Gummiballen bestand. Als er den Sprayapparat das erste Mal sah, begann er laut zu schreien, wischte sich ununterbrochen die Wange ab und rief: „Warum haben Sie mich angespritzt?!", obwohl ich den Sprayapparat gar nicht berührt hatte. Von der Unwirklichkeit seiner Behauptung, ich hätte ihn angespritzt, war er wochenlang nicht zu überzeugen. Seine Angst, alles was aus Gummi bestand, auch nur zu berühren, wurde da erst recht deutlich, er wich jedem Gegenstand, der aus rotem oder schwarzem Gummi bestand, geflissentlich aus. Es gelang mir aber, ihn durch Berühren eines grünen Gummischwämmchens zum Marken befeuchten, das in eine kleine Schale eingebettet war, zu überlisten. Er berührte es, ich zeigte ihm dann, daß es aus Gummi sei. Da war er ganz wütend, ignorierte mich einige Tage, aber er entschloß sich dann doch, die Spritze von weitem anzusehen. Er schrie einmal in höchster Angst, als ich die Spritze berühren wollte: „Kluftieren Sie mich nicht an, bitte." Nun wußte ich, daß alle mit u und i zusammengesetzten Worte zu dieser Zeit etwas Sexuelles, Verbotenes oder ein sexuelles Organ bedeuteten (ich erinnere

1) Zu diesem Wort sei vorwegnehmend gesagt, daß es einer bestimmten Gruppe von Ersatzworten angehört, die sich alle durch Vorherrschen der Vokale i und u auszeichnen und deren Bedeutung und Entstehung noch erklärt wird.

an die „jejuju“) und bestand auf der Erklärung dieses sonderbaren Wortes, da ich ja längst vermutete, die Spritze habe auch Penisbedeutung. Ich sagte ihm also ganz direkt, ich wisse, er wolle die Leute ankluftieren (anurinieren oder anspritzen, meinte ich); das solle man nicht tun, wie er ja wohl annehme und darum habe er solche Angst vor der Spritze. Das gab er gleich zu und meinte: „Die Spritze sieht auch wie das Klufterierpfuffi aus.“ Diesen Namen erklärte er mir: „So heißt es, weil es klufteriert (spritzt) und dabei macht es pf, pf. An ihm ist auch ein graues Sackerl daran, drin sind unsichtbare Kugerln oder Steinderln, mir hängt es darunter und man kann auf den Ball drücken. Dann spritzen Strahlen heraus und es kommen die Steinderln aus dem Sackerl“[1]. Ich erinnerte ihn daran, daß die Mutter ihm verboten hatte, zur Hose zu greifen, daß er „die kleine Seite“ sich nicht traute anzugreifen usw. und zeigte ihm den Zusammenhang, daß er ständig fürchte, sein Klufterierpfuffi zu verlieren, daß ich ihn aber durch meine Zauberei davon kurieren werde. Einige Minuten darauf (es war nicht lange vor der Terminsetzung) stürzte er auf mich zu und rief, auf mein Genitale deutend: „Sie haben — ein Kruich zwischen den Beinen.“ Beim Hinausgehen aus meinem Zimmer berührte er an diesem Tage zum ersten Male das Schlüsselloch, schrie dabei „Kruich“ und bestätigte so meine Vermutung über dieses Symbol. Ich brachte nun die Angst vor dem „spritzenden Gitter“ und dem Schnapperl in den gehörigen Zusammenhang, indem ich ihm erklärte, daß er eben befürchte, er könne sein „Klufterierpfuffi“ verlieren und eine „Foche“, ein Schlüsselloch bekommen. Zugleich erinnerte ich ihn auch daran, daß die Angst vor dem „spritzenden Gitter“ wohl auf der Klinik ihren Anfang genommen habe. Dort stand nämlich ein Gitterbett im Duschraum. Meine Vermutung, man hätte ihn ohne Rücksicht auf seine Verbote auf der Klinik einfach gewaltsam geduscht und ihm wegen seines besonders störrischen Benehmens den Aufenthalt im Gitterbett in Aussicht gestellt, wurde von ihm bestätigt. Er war begeistert, daß ich das alles wußte und sagte: „Sie sind wirklich ein berühmter Zauberer. Wissen Sie vielleicht sogar wie die Schwestern geheißen haben und was sie gesagt haben? Sie wollten mich sogar in den Keller sperren, weil ich mich nicht duschen lassen wollte und haben mir immer den Kellerschlüssel gezeigt. Auf der Ohrenklinik hat man mir auch das Ohr ausgespritzt, das Wasser ist drin geblieben.“ Am 20. April hatte er die Angst vor dem Schlüsselloch wirklich weg und am nächsten Tag berichtete er strahlend, daß er am Parfumeriegeschäft vorbeigehen könne. Er schaute die Schlüssellöcher an und sagte: „Sie dürfen ‚jejuju‘ ausschneiden so viel Sie wollen.“ Bei dieser Gelegenheit faßte er alle Fortschritte, wie er es zu tun liebte, zusammen und buchstabierte wieder leise alle Gliedmaßen und Körperteile. Das

---

1) Ich konnte niemals feststellen, woher Herbert diese ganz richtige Vorstellung von den Funktionen des Penis bezogen hatte. Da er aber so viele Konversationslexika studierte, darf man sich über diese Kenntnisse eigentlich nicht wundern. Zum „Spritzen“ wäre noch zu erwähnen, daß man, als er später in einem Sommerheim war, beobachten konnte, daß er beim Urinieren auf den Penis zu drücken versuchte (er nannte das „auf den Ball drücken“), um zu „spritzen“ wie er sagte.

war einige Monate lang gar nicht zur Sprache gekommen. Nun hatte er einen kleinen Koffer mit einem Schlüssel von mir als Geschenk erhalten, um alle „Teppicherln", die er sammelte, nach Hause zu nehmen und sie einsperren zu können, darüber war er besonders erfreut. Da ich ihn aber bat, die Namen laut zu sagen, lachte er und sagte: „Aber reden Sie doch keinen Unsinn, wenn ich das kann, habe ich überhaupt keine Angst mehr, und dann brauche ich keinen Koffer, keine Teppicherln und keinen Zauberer."

Bald darauf gestand er mir, daß Vati und Mutti ihm verboten hätten, das „Klufterierpfuffi" anzugreifen. Als ich meinte, ich wollte mit dem Vater über das Verbot reden, wurde er sehr böse: „Sie frecher Zauberer, Sie sind überfrech, sie werden sehen, es wird ihnen auch schon abgeschnitten werden. Ich werde Ihnen nichts mehr sagen, ich tue, was der Vati will." Daß die Mutter dieses Verbot oft aussprach, wissen wir; er projiziert es auf den Vater und will darum nicht, daß ich mich bei diesem danach erkundige. Diese Übertragung erfolgt darum, weil er die Mutter nicht mag, aus Angst aber doch ihre Gebote befolgen muß. Es fällt ihm leichter, es sich vom Vater verbieten zu lassen[1].

Obwohl ich für ihn als Zauberer, wie aus dem Vorhergehenden hervorgeht, eine männliche Rolle hatte, war er sich doch meiner Weiblichkeit immer gut bewußt. Er hatte auch meine Schwangerschaft bemerkt, denn er sagte mir einmal: „Sie sind eine Kruichin, eine dicke häßliche Frau." Wir sprachen daraufhin offen von meiner Schwangerschaft, er interessierte sich sehr dafür, daß ich Zwillinge geboren hatte, die nach wenigen Tagen gestorben waren. Es beunruhigte ihn dies auch und er erkundigte sich lange Zeit „wie kann man nur so schnell sterben? Ich will immer leben, hundert, am liebsten tausend Jahre." Er fragte genau nach den Vorgängen bei der Geburt und zeigte dabei in seinen Fragen sehr viel Verständnis und erklärte dann spontan: „Ich habe kein Loch, nur eine Spalte rückwärts."

Parallel mit der Analyse dieser beiden Ängste ging auch die Aufdeckung und Besprechung seiner Einstellung zum jüngeren Bruder. Wie schon in der Vorgeschichte erwähnt, hatte er zu diesem Zeitpunkt scheinbar gar keine Beziehung zum kleinen David, er ignorierte ihn so viel als möglich; sobald er aber anfing, sich mehr mit der Umwelt zu befassen, Vorgängen des täglichen Lebens seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, mußte er doch das Vorhandensein des Kleineren öfter zur Kenntnis nehmen. Wie nicht anders zu erwarten, kam es sehr bald zu Konflikten zwischen den beiden Kindern. Der kleine David, für sein Alter sehr intelligent und verständig, hatte in kurzer Zeit herausgefunden, daß Herbert sich vor dem „Schnapperl" fürchtete. Er ging nun den ganzen Tag in der Wohnung herum und zog die „Schnapperl" von den Schlüssellöchern weg und zeigte dann große Freude, wenn Herbert ganz außer sich war vor Angst. Die Mutter hielt ja meist zum kleinen David, der Vater war den ganzen Tag nicht zu Hause, so daß ihn niemand hinderte. Herbert reagierte nicht sofort mit Aggressionen. Seine Wut auf den Bruder kam erst nach einer Weile dadurch zum Ausdruck,

1) Dem Vater konnte man es glauben, wenn er versicherte, dem Kleinen nie ein Verbot auf diesem Gebiet erteilt zu haben.

daß er immer wieder sagte: „Die Angst soll jetzt endlich den David sekkieren, nicht mehr mich." Auch begann er jetzt den Altersunterschied genau zu fixieren und seit er sich selbst als „großen Jungen" bezeichnete, betonte er oft: „Der David muß immer der Jüngere bleiben und keinen Vati und keine Mutti haben." Bald wurde die Eifersucht auf den Jüngeren deutlich: „Ich will mit Vati und Mutti in einem Haus wohnen, wo nie die Finsternis hereinkommt, außen soll es ganz hell und rein sein[1]. Der David soll allein in einem Haus wohnen, wo nur die Finsternis ist." Und auf der Straße verlangte er stürmisch: „Der David soll allein gehen, man soll ihn nicht führen." Oder noch deutlicher: „Ich will den David auf die Straße stoßen, damit ihn ein Auto überfährt, weil er mir immer das Türschnapperl heraufgibt." Und als er dann nach einiger Zeit entdeckt hatte, daß der Bruder sich vor Hunden fürchtete, sagte er wiederholt: „Es soll ein Hund kommen und mit dem Maul den David beißen, denn die Hunde fressen gerne saure, bittere Sachen, darum werden sie einen sauren Dreck wie den David gerne fressen." Dieser Ausspruch enthielt das erste Schimpfwort „Dreck", das man von ihm zu hören bekam, und seine Umgebung war entsetzt, weil er früher nie solche Worte gebraucht hat. Mich wunderte das gar nicht, denn ich wußte ja zu dem Zeitpunkt schon, daß alle diese Worte früher durch Ersatzworte ausgedrückt worden waren. Die erste tätliche Aggression war folgende: der Kleine hatte sich irgendwo angeschlagen und die Mutter wollte ihn zärtlich trösten. Herbert stürzte hin, riß die Mutter vom kleinen Bruder und schrie in großer Erregung: „Wenn der David sich wehtut, soll ihm die Mutti kein Bussi geben, er soll so bleiben." Um diese Zeit besserte sich auch die Beziehung zur Mutter, wie sich später zeigen wird; er war ganz deutlich eifersüchtig auf die Mutter, wenn sie den Kleineren vorzog. Als er das erste Mal, soweit man das einwandfrei feststellen konnte, wirklich gegen den Bruder tätlich wurde, spielte sich seine Aggression in einer merkwürdigen Umkehrung ab: David hatte sich sehr angeschlagen, Herbert jubelte, stürzte auf ihn zu, küßte ihn viele Male, was er noch nie getan hatte.

Es war sehr interessant zu beobachten, wie die Bedeutung der Spritz- und Schnapperlangst und der Ersatzworte in seiner Beziehung zu David immer wieder bestätigt wurde. „Roche, Toche, Foche" die Namen, die er David gibt, „schlimme Kinderlein brauchen dunkle Namen, die von der Finsternis kommen." Dann sagte er oft, als seine Todeswünsche gegen den Bruder deutlicher wurden: „Ich will den Roche, den Toche niederhauen." Und „ich will ihm das Roche[2] abhauen." Und wie schon oben in anderem Zusammenhang erwähnt: „Ich brauche keinen Bruder, wir werden ihn hinlegen, der Vati dreht ihn um, die Mutter hält ihn, ich gebe den Schlauch hinein, das Wasser spritzt hinein und nimmt ihm vorn und hinten das Floda weg." Zu dieser Zeit wurde er außerdem tätlich aggressiv. So packte er den kleinen Bruder einmal beim Kopf, wollte ihm ein Staberl ins Ohr stecken, um ihm den Polypen zu operieren. Er versucht

1) Herbert hatte einen sehr ausgeprägten Schönheitssinn und beklagte sich oft über die schmutzige und finstere Zinskaserne, in der er wohnte.

2) Bedeutete also Penis.

also dem Bruder das zuzufügen, was ihm das Ärgste war und versucht auch zugleich sein passives Erleiden durch diese aktive Wiederholung aufzuheben. Einer seiner Aussprüche zeigt, daß er trotz seiner jahrelangen Gleichgültigkeit gegen die Umgebung genau wußte, wie anders ihn die Mutter behandelte als den Bruder. Als ich ihn einmal fragte, warum er den Bruder so geschlagen habe, sagte er: „Weil ich ihn mit Bösem erziehen muß. Nur mit Liebe erzogen werden, da wird man zu schlimm; ich bin auch mit Leiden erzogen worden."

Herberts Stellung zum Bruder blieb im weiteren Verlauf der Behandlung fast unverändert. Er konnte sich nicht damit abfinden, daß die Mutter den kleinen David immer vorzog, ihn maßlos und in allem verwöhnte, und daß dem Kleinen immer recht gegen ihn gegeben wurde. Ja, sein Haß gegen den Bruder verstärkte sich sogar, denn mit Zunahme der Realitätsanpassung bemerkte er immer mehr, wie sehr ihn der Bruder ununterbrochen verhöhnte, verspottete und ärgerte. Besonders kränkend war es auch für ihn, daß der zwar jüngere, aber körperlich gut entwickelte und lustige David, der auch sehr behende und geschickt war, ihm immer physisch überlegen blieb, so daß er auch bei Raufereien meist den Kürzeren zog. Verschärft wurde seine Haßeinstellung gegen den Bruder dadurch, das er in seinem Werben um die Mutter, das in dieser Zeit einsetzte, immer wieder enttäuscht wurde. Die Mutter mußte ihn immer wieder enttäuschen, denn sie war durch seine Abnormitäten ständig so stark narzißtisch gekränkt, daß sie ihn nicht so gern haben konnte wie den Kleinen. Auch hatte Herbert sich eigentlich nie recht um sie gekümmert und schließlich kam in seinem Werben immer wieder die Eifersuchtseinstellung dem Bruder gegenüber so stark zum Ausdruck, daß die Mutter sich, wie sie selbst sagte, dauernd abgestoßen fühlte. So behauptete er immerfort: „Ich habe eine allerliebste Mutti, sie wascht mich und legt mich ins Bett, damit ich ihr ältester Sohn bin." Gerade bei dieser Verrichtung war die Mutter immer besonders zärtlich und liebevoll mit David. Oder: „So eine allerliebste Mutti kann nur zwei Söhne haben, einen jüngeren, damit er dem älteren zuschaut, wie er der Mutti hilft." „Meine Mutti, gehörst du mir, deinem Ältesten, oder dem David?" Zum Zeichen des Fortschritts in seinen menschlichen Beziehungen möchte ich hier noch eine kleine Episode anführen: Als ihn David einmal mit einem eisernen Schürhaken kräftig geschlagen hatte, schrie er so, als ob er tötlich verletzt wäre. Gleich darauf küßte er sich selbst an dieser Stelle viele Male (siehe Vorgeschichte) und verlangte dann aber auch stürmisch von der Mutter, sie solle ihm tausend Bussi dorthin geben. Ich möchte hier nochmals auf die sonderbar reife und dabei gezierte und übertriebene Ausdrucksweise hinweisen, in der Herbert um seine Mutter wirbt, durch die sie aber wieder mit jedem Wort an die sonderbare und von allem Normalen abweichende Art ihres Ältesten gemahnt wurde, was die Anknüpfung einer Beziehung zwischen beiden natürlich nicht förderte.

Die Änderung in der Beziehung Herberts zu seiner Mutter hatte als Ausgangspunkt das erste sexuelle Interesse, das man an ihm beobachten konnte. Die Eltern hatten oft polnisch miteinander gesprochen, wahrscheinlich dann,

wenn sie etwas vor Herbert, der immer auf alles so genau aufpaßte, verheimlichen wollten. Nun erzählte er mir und der Kindergärtnerin oft Worte, die, wie er behauptete, aus diesen elterlichen Gesprächen stammten. Eines dieser Worte lautete „futju“ und bedeutete: „das wird man, wenn man sich freut und aufgeregt ist.“ Und zur Zeit, als wir das „Klufterierpfuffi“ usw. besprachen, wird er immerfort „futju“. So nennt er einen Zustand, in dem er aufgeregt lacht, im Gesicht hochrot wird, rascher atmet und deutlich den Eindruck eines sexuell erregten Kindes macht. Zuerst tritt dieser Zustand ohne Beziehung zur Umgebung auf. Dann beginnt er aber, wie die Mutter es ja schon berichtet hatte, großes Interesse für nackte Arme zu zeigen, und dabei „futju“ zu werden. So wollte er damals — es war Frühling — im Park auf eine Frau losstürzen, die nackte Arme hatte und auf einer Bank saß. Er streichelte auch die nackten Arme der Kindergärtnerin und wollte ihr in den Kleiderausschnitt hineingreifen. Dabei sagte er immer: „Tuj, tuj, tuj“[1]. Nach vielem Drängen erklärte er, dieses Wort heiße lieb auf deutsch. Also wieder ein Wort, in dem u und i (j) vorherrschen und das verbotene und verpönte Dinge bedeutet. Er griff auch der Mutter nach den nackten Armen, sie war sehr ungehalten darüber und wies ihn öfters barsch zurück. So kam es, daß er das „futju“ sein immer mehr der Kindergärtnerin zuwandte, der er dann schließlich auch direkt erklärte: „Lieb sind Sie, darum gehören Sie auch mir; Sie sind prachtvoll, jetzt gehören Sie mir nur dreiviertel, wenn Sie mir ganz gehören würden, müßten Sie einmal ganz bei mir bleiben.“ Seine Zärtlichkeiten wurden eindeutiger und damit besser verständlich. Wenn er in den Halsausschnitt hineingreifen wollte, sagte er immer: „Bluftili, Wuftili, Fudili“ und machte eine Bewegung, wie wenn er etwas wegwerfen wollte. Als er auch bei mir von den „Bluftili usw.“ zu reden begann, brachte ich ihn dazu, daß er mir eine Erklärung gab: „Das ist nur an Ihnen da vorn, an mir ist es nicht, ich habe das nicht. Von diesen blöden Bluftili bekommt man die Polypen, wenn man sie angreift, drum muß man sie immer wegnehmen und wegwerfen, sonst bleibt man ewig klein und kann nie den ‚Len‘ (die Lederschlingen in der Straßenbahn) ziehen.“ Diese Erklärung war wie immer bei Herbert sehr aufschlußreich, die „Bluftili“ usw. bedeuten also die Brustwarzen, was später noch deutlicher wird. Nachdem er bei dem Dienstmädchen, das sich wohl absichtlich vor ihm aus- und ankleidete, das Genitale (Floda) bemerkt hat, wird er auch die „Wuftili“ gesehen haben und muß, wie man aus seinem Hingreifen in die Brustgegend der Kindergärtnerin sagen kann, das auch dort probiert haben. Das Hingreifen hat ihm die Mutter sicher schon damals verboten, die nachher auftretende schwere Ohrenerkrankung faßte er als Strafe dafür auf, ebenso wie das „Kleinbleiben“, das er bisher ganz zu verleugnen bestrebt gewesen war.

Nachdem ich ihm seine Angst vor den „Wuftili“, ihre Bedeutung, aber auch seine libidinösen Wünsche gezeigt hatte, verzichtete er auch auf diese Worte und sprach jetzt nur von den Spitzen (den Brustwarzen), die, wie sich zeigte, auch mit einem Verbot des Waschens auf der Brust zusammenhingen. „Ich

1) Das klingt an verschiedene polnische Worte an.

kann mich vorn auf der Brust nicht waschen, denn da habe ich zwei Spitzen mit Löchern, da kann das Wasser hineinrinnen, aber weil hinten keine Löcher sind, kann es nicht heraus. Wo soll es dann hin. Das ist zu gefährlich[1]. Der Vati hat auch nur Spitzen, nicht mit Kugerln, wie bei der Mutti, er hat sie viel niedriger. Mit dreißig Jahren hat man sie erst richtig[2]. Kugerln sind nicht so gefährlich, da kann das Wasser bleiben und geht wieder heraus." Das Waschverbot auf der Brust hängt wohl damit zusammen, daß er eine Beschädigung seiner Spitzen befürchtet, die eben an und für sich schon „niedriger" und keine „Kugerln" sind wie bei der Frau. Auch will er aus Schuldgefühl von den Spitzen nichts wissen, denn er hat seiner Meinung nach als Strafe für sein Interesse für des Mädchens Brüste den Polypen bekommen. In einem seiner zahlreichen Eßverbote spielen die Spitzen eine Rolle. Er konnte lange Zeit keine Orangen[3] „essen", sie nur „auslutschen", „weil immer solche Wudi (Kerne) drin sind; die sind spitzig und beißen mich". „Wudi" sind natürlich wieder die „bluftili", die Spitzen; nachdem ich ihm hier gedeutet hatte, daß er seinen Wunsch, die Spitzen zu zerbeissen, auf die „Wudis" projiziert hatte, und daher Angst vor ihnen hatte, konnte er plötzlich Orangen essen. „Jetzt haben sie eben Kügelchen, keine Wudi, die beissen mich nicht."

Wie sehr er alles und jedes, was er n i c h t hatte, als eine Benachteiligung seiner Person empfand, ging aus folgendem Vorfall hervor, der sich in dieser Zeit abspielte. Der kleine David hatte einen Verdauungsausschlag. Für Herbert bedeutete das „rote kleine Punkte am ganzen Körper". Er beneidete ihn maßlos und betonte immer wieder: „Ich habe nur zwei rote Flecke vorne, (die Brustwarzen) die sind von den Sonnenstrahlen, die auch Angst machen." Er hatte einmal in die Sonne zu schauen versucht, mußte aber die Augen schließen, sah lauter rote Punkte und fürchtete sich sehr: „Die Sonne macht alles blutig, sie verbrennt mich", sagte er damals. Er empfand also, wie sich schon früher zeigte, den Mangel an Kugeln, die Tatsache, daß er nur rote Flecken (Spitzen mit Löchern) hatte, als eine Benachteiligung seiner Person, sogar als eine Schädigung durch die Sonne, beneidet aber doch den Bruder wieder, der mehr rote Flecke hatte als er.

Er fürchtete sich sehr vor allem Roten, Blutähnlichem, und sagte, wenn er das Wort B l u t aussprach, immer dazu: „Es soll drinnen bleiben." So hing eines der Gebote beim Ankleiden mit seiner Blutscheu zusammen. Er bestand immer darauf, die Hose n a c h den Schuhen anzuziehen, denn einmal hatte ihn ein Haftel an der Hose am Fuß blutig gekratzt. „Die Schuhe muß man vor der Hose anziehen, weil die Hose einen sonst blutig macht. Wenn die Orangen rot sind, kann ich sie nicht essen, auch roten Käs[4] nicht, nur hellgelben, auch keine roten Weintrauben im Winter, nur die schwarzen im Sommer, auch

---

1) „Das sind keine Schlüssellöcher", wie er schon sagte, „diese Löcher darf man anschauen."

2) Er weiß also auch, daß es ein Wachstum der Brüste gibt.

3) Die Orange erinnert ihn natürlich ihrer Form nach an die Mutterbrust.

4) Er meint den Eidamerkäse, der eine rote Rinde hat.

keine Ribisel und kein rotes Apfelmus." Die Angst vor dem Roten hängt natürlich auch mit der Angst vor dem roten Gummischlauch zusammen.

Wenn auch aus allen sprachlichen Eigenheiten des kleinen Herbert seine merkwürdige Beziehung zu den Worten und ihrem Inhalt hervortritt, möchte ich dies doch noch an einigen besonders auffallenden Beispielen dartun. So: „Wenn ich ein Schach sehe, muß ich Krach machen, weil das dazu paßt." Das heißt also, den Krach muß er nur machen, weil das Wort wegen seines ähnlichen Klanges dazu paßt. Oder: „Ich werde den David schlagen, damit er wieder einen Ausschlag bekommt." Oder: „Ich habe ein Legespiel und Kastanien, wenn ich das gemeinsam verwende und alle Leute mit zuschauen, bin ich direkt ein Schauspieler; wenn man Angst hat, ist man ängstlich; hat man einen Hof, wenn man höflich ist?" Oder: „Ich fahre nur erste Klasse, weil ich ein erstklassiger Junge bin." Interessant war auch seine Erklärung für Sicherheit, die er oft in derselben Form erteilte: „Sicherheit ist, wenn man ja tut, was man nicht zu tun versprochen hat, dabei verwendet man die Sicherheitsnadel." Von dieser ganz verkehrten Erklärung ließ er sich nur nach langer Zeit durch die ihm immer wieder gegebene Deutung abbringen; die Ohrenärzte hatten ihm wahrscheinlich gesagt, es tut „sicher" nicht weh und dann mit einer „Nadel" gestochen. Ganz klar wird seine Beziehungslosigkeit zu dem Inhalt der Worte, wenn er einmal fragt: „Was für ein Unterschied ist zwischen Burggraf, Markgraf und Grafs Suppenwürfel?" Hiezu möchte ich bemerken: Herbert hatte natürlich Beziehungen zu den Worten und ihren Inhalten; er verlor sie nur manchmal zum Wortinhalt. Der Verlust des Zusammenhanges zwischen Wort und seinem Inhalt erfolgte immer dann, wenn er besonders in sich gekehrt und außenweltabgewandt war und hing mit seiner Angst vor der Ichzerstörung ebenso zusammen wie das Nichtaussprechen gewisser Wörter. Charakteristisch war dafür der Vorgang beim Worte „Dreck", mit dem er, wie schon erwähnt, zum großen Entsetzen aller plötzlich ununterbrochen seinen Bruder benannte. Zuerst erklärte er das Wort so: „Ein Dreck ist, wenn man nichts Wichtiges zu tun hat." Dann sagte er auch einmal seiner Mutter nach einem Streit eine Viertelstunde lang: „Du bist a Dreck, a Dreck." Sie war außer sich und drohte ihm, er werde zu den Kanalräumern kommen, denn „wenn man etwas so oft sagt, wird man's[1]." Von da an war ihm begreiflicher Weise das Wort Dreck verleidet und nicht lange nachher erkundigte er sich oft, wie er das immer zu tun pflegte, wenn er die Beziehung zu einem Wortinhalt nicht hatte oder nicht mehr haben wollte: „Was heißt Dreck, dreckig, Dreckheit, verdrecken?" Dabei fällt auf, wie genau der Sechsjährige alle Formen eines Stammes bildet: Hauptwort, Eigenschafts- und Tätigkeitswort.

Erwähnenswert erscheint mir auch ein Beispiel für sein ungewöhnliches Symbolverstehen, das sich nicht nur auf ihm Bekanntes, wie Gitter, Schnapperl, sondern auch auf ganz Fremdes, zum ersten Mal Gesehenes erstreckte. Ich machte

1) Diesen Ausspruch hat die Mutter sicher oft getan. Auf seine Bedeutung für Herberts Verbote des Aussprechens gewisser Wörter komme ich noch zurück.

in dieser Zeit mit ihm einen Besuch in dem Montessori-Kindergarten. Dort wollte man sein Formengefühl durch Abtasten prüfen und die Lehrerin machte ihm diese Materialübung zuerst vor. Die Situation war so: Die Lehrerin legte sich eine Binde vor die Augen, kniete vor ihm nieder und bat ihn, ihr den Würfel, die Kugel und andere geometrische Körper zu reichen, damit sie sie durch Abtasten erkennen könne. Ich bemerkte sofort sein ironisch-überlegenes Lächeln dabei, durch das er sein Verständnis dafür kundgab, daß man einem solchen Spiel auch sexualsymbolische Bedeutung beilegen könne. Wenige Minuten später sagte er mir: „Dieses Spiel ist ein ausgesprochener Ehestifter. Diese Dame und ich werden heiraten und so viele Buben und Mädeln bekommen als ich ihr Formen gereicht habe."

Um die Darstellung der Veränderungen an Herbert in diesem Abschnitt der Behandlung zu vervollständigen, möchte ich noch Einiges über seine Beziehung zur Umwelt sagen. Die Änderung seiner Einstellung zeigte sich im Bericht über sein Verhalten zu Bruder und Mutter; dann wäre noch Einiges über sein Verhalten zu mir nachzutragen. Er bekundete in dieser Zeit sogar einige Male Interesse für die Vorgänge in meiner Wohnung. So sagte er z. B. als mein Mann die Tür des Wartezimmers öffnete, um eine Patientin in sein Ordinationszimmer einzulassen, die sich aber noch im Vorzimmer befand: „Ihr Mann ist ein unnützer Türenaufmacher; er geht unnütz vom Zimmer ins Kabinett, vom Kabinett in die Küche und wieder zurück." Dabei hatte er einen ärgerlichen und ablehnenden Gesichtsausdruck. Er projiziert auch einen Vorwurf auf meinen Mann, den man ihm immer zu Hause machte, wenn er ohne Grund aufgeregt in der Wohnung herumrannte. Auch erkundigte er sich jetzt oft bei andern Patienten, mit denen er im Wartezimmer zusammentraf und die er bis jetzt geflissentlich übersehen hatte: „Kommen Sie am Ende auch ins Zaubererzimmer?" Einmal sagte er befehlend: „Ich verbiete, daß außer mir noch jemand zu Ihnen kommt." Dabei hatte er seine eigene Meinung über meine Zauberkraft und die Dauer der Behandlung. Als ich ihn einmal fragte, wann er denn die Namen und die Körperteile sagen würde, meinte er: „Da muß ich erst sehr lange bei Ihnen gewesen sein, Herr Zauberer." „In der Mariahilferstraße sollte der größte Zauberer der Welt sein, dann würde es kurz dauern, aber so ist es der kleinste, darum muß ich so lange hingehn." Der Zweck der Behandlung war ihm wirklich ganz klar, denn er empfahl seinem Bruder, der sich vor Hunden fürchtete: „Du brauchst auch einen Zauberer gegen die Hundeangst. Aber nicht meinen lieben, der so schöne Zaubereien hat und eine Gehilfin, die mich hinbringt." Sehr sonderbar war die Art, in der er einmal einen meiner kleinen Patienten im Wartezimmer begrüßte, der ein besonders gut entwickelter und schöner achtjähriger Junge war: „Schöner kleiner Junge, sag mir, wer du bist und warum du zum Zauberer kommst?" Der Angeredete geriet ganz außer sich vor Staunen über diese Frage des winzigen Knirpses und ich konnte ihn tagelang nicht beruhigen, weil er immer wieder wissen wollte: „Ist das wirklich ein Kind?"

Sein Größenwahn trat in dieser Zeit in den Hintergrund. Er ist nun nicht mehr ein großer Junge, sondern geruhte bisweilen zuzugeben: „Ich bin ein

braver sechsjähriger Junge.“ Das war das erste Mal, daß er von sich einen Ausspruch tat, der der Wirklichkeit entsprach.

Wenn ich die Veränderungen in diesem Abschnitt der Behandlung zu charakterisieren versuche, erscheint mir vor allem die wirkliche analytische Auflösung zweier besonders störender Symptome, der Spritzangst vor dem Parfumeriegeschäft[1] und der Angst vor dem Schlüsselloch besonders wichtig. Ebenso bedeutungsvoll ist die Aufdeckung seines Bruderhasses und das Auftauchen seiner Beziehung zur Mutter, die sich sozusagen in dieser Zeit erst entwickelt haben, aber noch gar nicht analytisch bearbeitet sind. Eine ganz normale Beziehung scheint Herbert in dieser Zeit nur zur Kindergärtnerin zu haben; er hat sie wirklich gern, reagiert auch, wenn sie unter Androhung von Bösesein oder Fortgehen etwas erreichen will, und sagt ihr auch offen seine Meinung: als sie ihn einmal, weil er sich ganz mit Kaffee anschüttete, lachend „kleines Schweindel“ nannte, rief er wütend: „Sie sind selbst ein elendes Schwein“.

Die sprachlichen Sonderbarkeiten sind wohl noch auffälliger geworden, als früher, weil man ihn jetzt besser verstehen gelernt hat. An den Verboten des Aussprechens von Namen und Körperteilen hat sich anscheinend noch garnichts geändert; diese sind wohl besonders tief verankert. Ebenso sind die Eßschwierigkeiten unverändert, während die Gebote, die das Waschen der Füße usw. betreffen, nicht mehr so unnachgiebig eingehalten werden müssen, weil die Angst dieser Gebote schon sehr ermäßigt ist. Die Beziehung zur Realität ist soweit fortgeschritten, daß man sagen kann, die Wirklichkeitsbeziehung habe in dieser Zeit so stark zugenommen, daß das Vorhandensein seiner eigenen, irrealen Welt merklich in den Hintergrund tritt. Wie sehr sich sein Verhalten in der Behandlung, die Art seiner Darbringung des analytischen Materials von allem anderen Analysen neurotischer Kinder unterscheidet, war wohl aus der Darstellung zu erkennen. *(Fortsetzung und Schluß im nächsten Heft.)*

---

1) Vor meinem Sprayapparat hatte er, wie schon erwähnt, allerdings noch immer Angst.

BERICHTE

Aus „Hundert Lebensregeln für Säuglingspflege"

Die Herausgeber des Ärztlichen Volksbuches, MENG u. FEDERN, lassen das 160. Tausend dieser Broschüre in neuer erweiterter Auflage im Hippokrates-Verlag, Stuttgart, erscheinen. Die neue Bearbeitung zeichnen Kinderarzt Doktor KNAPP, Stuttgart und Dr. MENG, Frankfurt a. M.

Zur Begründung der empfohlenen Hygiene wurden Belehrungen über die Psychologie des Säuglings eingefügt. Wir entnehmen der populären Schrift einige Stellen:

Sorge wegen des Spielens an den Geschlechtsteilen.

Diese Vorsorge wird leicht übertrieben. Das Kind berührt selbstverständlich im Laufe der Frühentwicklung alle Körperteile, um sie kennen zu lernen, so auch die Schamteile. Die Leidenschaft eines pedantischen Erziehers, dies zu verhüten, kann das kleine, in seiner triebhaften Unschuld unbekümmerte Wesen auf die Scham erst recht und im Übermaß aufmerksam machen; schon früh reagiert das Kind auf diese Abwehr des Erziehers damit, daß es zeitlich geheim und im Schlaf das tut, was im Wachen verwehrt ist. Störungen der Entwicklung, im Charakter, auch im Verhältnis zu den Eltern und später zur Gesellschaft können aus einem falschen, unkindlichen Sittenwächtertum in der ersten und späteren Kindheit entstehen. Ablenken und Fröhlichkeit, nicht Abschrecken durch Strafen, nicht einmal durch strenges Gesicht und böse Stimme sind am Platze, andererseits wieder auch kein Scherz oder Schmeichelton. Das schlechteste Mittel für die Säuglings- und Kindererziehung ist stets die Ängstigung, besonders schädlich aber wird sie in Verbindung mit der unreifen Geschlechtlichkeit. Das Kleine ist schnell geängstigt. Man bedenke, daß das Kind das Vorgehen nicht begreifen kann. Je jünger ein Wesen ist, desto tiefer wird es gestört und umso weiter breitet sich eine Störung in der Persönlichkeit aus. Das ganze Verhalten und die Gesundheit leiden dadurch, weil durch solch falsches Vorgehen die Grundlage der Entwicklung zum sichern, frohen und klaren Menschen — nämlich das einheitliche Vertrauen zur Mutter — „in der Wiege" erschüttert wird! Dasselbe gilt für das Abgewöhnen des Lutschens. Die richtige Behandlung des „Unten-Spielens" ist oft schon eine Erziehungsaufgabe, welche den Rat eines in der Seelenkunde ausgebildeten Kinderarztes oder Erziehungsberaters erforderlich macht. Man erspart durch solches Vorbeugen sich und dem Kinde Konflikte, Seelenstörungen und Quälereien. Immer sind es Ängstigungen und sexuelle Eindrücke, die nicht bewältigt wurden, die zu Störungen führen, welche dann als Unarten gelten, z. B. beim Essen, Wachen, bei Harn- und Kotentleerung, und bei Schlafen und Spielen, später beim Lernen. Das Kind hört auf zu folgen und brav zu sein oder es kommt zu übergroßer Folgsamkeit und Bravheit. Nicht selten wird alles dann einer körperlichen Krankheit zugeschrieben und die seelische Ursache außer Acht gelassen. Ängstlichkeit, Trotz und schlechte Laune entstehen für lange Zeit. In den meisten Fällen kann das durch vernünftiges Verhalten während der ersten Kinderjahre ver-

mieden werden. Ohne alle vorübergehende Angst und ohne Leid kann aber niemand heranwachsen. Auch dann, wenn das Kind schon viel an Heiterkeit und Lenkbarkeit verloren hat, ist in frühen Jahren durch angepaßtes Verhalten die Störung viel leichter zu beheben als im höheren Alter, wenn schon Mißerfolg, Vereinsamung und Unzufriedenheit mit sich selbst dazugekommen sind. Vor allem meine niemand, daß er in jedem Fall s e i n Kind am allerbesten kennt, und auf den rechten Weg zurückzuführen versteht — die Seele des Menschenkindes ist wunderbar, im Prinzip einfach und doch so kompliziert, daß nicht selten pädagogische und ärztliche Erfahrung und Wissen nötig sind, um den richtigen Schutz und Heilungsweg zu raten.

Wenn die Mutter nicht selbst das Kleinkind ernähren und erziehen kann, was kann dann geschehen?

Es soll eine andere Mutter in einer Familie oder eine Kindergärtnerin die Mutter ersetzen. Wenn eine Wahl möglich ist, so wähle nach dem Charakter, dem Grade ihrer Mütterlichkeit und nach ihrer Fähigkeit zur Erziehung. Man muß aber auch ihre körperliche Gesundheit und Sauberkeit kennen und sicher sein, daß sie seelisch gesund sei. Nicht nur auf die unmittelbare Pflege, auf das ganze Milieu kommt es an, in das das kleine Kind versetzt wird. Schon Tacitus hat diese Wahrheit betont. Er meint: „Jetzt dagegen wird das neugeborene Kind etwa einer nichtsnutzigen griechischen Sklavin übergeben und dieser ein oder zwei Sklaven, ohne Auswahl beigeordnet, in der Regel die schlechtesten, die sonst zu keinem ernsthaften Dienst zu brauchen sind. Solcher Menschen Geschwätz und Schlechtigkeit ist die erste Nahrung für die kindlichen, natürlichen Gemüter . . . . . .“ Nach statistischen Feststellungen entstammen in Deutschland die allermeisten Kindermädchen Volksschichten, deren Gesundheit und Bildungsgrad nur selten geeignet sind zur Kinderpflege und Kindererziehung. Sehr oft geschieht diese Wahl deshalb, weil diese Hausangestellten lediglich auf ihre Fähigkeit, den Haushalt zu versorgen, geprüft werden, aber nicht für ihre Eignung zur Kinderpflege und Kindererziehung.

Wie entsteht die „Nervosität“ des Kleinkindes?

Sie ist selten angeboren, meist erworben durch falsche Erziehung. Der Erzieher muß in seinen Gefühlsäußerungen beherrscht sein, er darf nicht durch Überstrenge oder durch ungezügelte Liebe das Kind verderben. Das Kind soll die Beschränkungen, die ihm in der Befriedigung seiner Triebe allmählich auferlegt werden, aus Liebe zu den Erziehern leisten. Es ist von Natur aus dazu fähig und es hängt vom Verhalten der Erzieher ab, ob es mehr das „ich kann“ erlebt und weniger und nur ausnahmsweise das „Ich darf nicht, ich muß“. Das kleine Kind ist das Echo und der Spiegel seiner Erzieher und seines Milieus. Kinderärzte, z. B. Prof. Benjamin, bestätigen auf Grund eingehender Untersuchungen, daß bei neunzig Prozent aller „nervöser“ Kinder ihre Störung durch Schädigungen innerhalb der ersten drei bis vier Lebensjahre verursacht ist, für den dritten Teil der Kinder waren es sogar seelische Schädigungen im ersten Jahr.

Brief aus Leipzig

Das Institut für experimentelle Pädagogik und Psychologie — Abteilung des Leipziger Lehrervereins — legt (infolge der wirtschaftlichen Verhältnisse verspätet) seinen Jahresbericht 1931, erstattet von Alfred Otte, vor. Die Psychoanalytische Arbeitsgemeinschaft hielt unter der Leitung von Hermann Ranft 18 Sitzungen ab, in denen von Frl. Gliese, den Herren Fest, Laudel, Reißmann und Ranft psychoanalytische Literatur referiert wurde. Als Gast hielt W. Fuss (1. Vorsitzender des Instituts) einen Vortrag über die Kinderlüge, der durch psychoanalytische Untersuchungen, insbesondere durch eine Arbeit von H. Deutsch über die „Pathologische Lüge" ergänzt wurde. Im Anschluß daran nahm die Arbeitsgemeinschaft Stellung zu der im Ausschuß für Lebenskunde aufgeworfenen Frage „Sollen den Kindern in der Schule Märchen erzählt werden?" Zugrunde gelegt wurden die einschlägigen Arbeiten von Abraham, Rank, Federn über „Mythos und Märchen". Entschieden wurde im Sinne von W. Hoffer: „Kind und Märchen", Zeitschr. f. psa. Päd., V/51, S. 107ff., und Fritz Wittels: „Die Befreiung des Kindes". Die Gastvorträge von A. Aichhorn, Wien, und verschiedene Fälle von Schwererziehbarkeit fanden eingehende Besprechung. An einem der allgemeinen Diskussionsabende des Instituts sprach Vorstand Aichhorn, Wien, über „Die Psychoanalyse im Dienste des Verwahrlosten". In den 17 Sitzungen des Jahres 1932 wurden Arbeiten zur psychoanalytischen Charakterlehre besprochen; Gliese hielt einen Vortrag über die Theorie des Spiels, Bräuner gab einen Bericht über eine Untersuchung von Sonderklassen. In Verbindung mit dem Ausschuß für Graphologie wurde von H. Laudel ein Vortrag „Psychoanalyse und Graphologie" gehalten. Fälle von Schwererziehbarkeit und Neurose, insbesondere aus der Klasse für Schwererziehbare (F. Fahrig), wurden wiederholt besprochen. An den Diskussionsabenden des Instituts wurden von psychoanalytischen Themen behandelt: „Über Märchen und Realitätsprinzip (Ref. Laudel) und „Über das Weltbild der Psychoanalyse" (Frau Dr. Benedek a. G.). Unter den 11 ständigen Arbeitsgemeinschaften und Ausschüssen des Instituts hat sich die psychoanalytische einen geachteten Platz geschaffen. Sie ist in engster Verbindung mit der Leipziger Gruppe der Deutschen Psychoanalytischen Gesellschaft; neben der eben skizzierten Tätigkeit in der Fortbildung ihrer Mitarbeiter widmet sie sich durch ihren Leiter H. Ranft der Verbreitung psychoanalytischer Kenntnisse unter der Lehrerschaft Leipzigs und der Provinz. Im Jahre 1933 beschließt sie das zehnte Jahr ihrer Tätigkeit.

Bücher

DR. CURT BOENHEIM, Kinderpsychotherapie in der Praxis. Mit einem Geleitwort von Geh. Rat Prof. Dr. H. Finkelstein. Verlag Jul. Springer, Berlin 1932. 136 Seiten.

Das Buch ist der Niederschlag zehnjähriger psychotherapeutischer Erfahrungen an etwa 1800 Kindern. Der Autor gibt einen Überblick über die Hauptergebnisse der Seelenkunde des Kindes und zeigt, welche Wege er selbst bei Behandlung der häufigsten und vorwiegend der Psychotherapie zugänglichen Erkrankungsformen des Magen-Darms, der Urogenitalorgane, des Nerven-, Herz-, Gefäß- und Atemsystems geht. Er weist darauf hin, daß die Psychotherapie erst auf dem Boden Freudscher Erkenntnisse entstehen konnte. Er beruft sich zur Begründung außer auf Freud vor allem auf Friedjung und schränkt die Notwendigkeit der therapeutischen

Kinderanalyse auf eine kleine Anzahl von Fällen ein, schreibt aber ihrer genauen Kenntnis eine große Bedeutung für die Diagnostik zu. Seine eigene Methode ist eine Kombination seelischer und körperlicher Maßnahmen unter starker Betonung der seelischen und sozialen Eingriffe: Sanierung des Milieus, Erziehung der Erzieher, Abstellen schädlicher Gewohnheiten, Belehrung, Suggestion, gelegentlich Hypnose, psychisches Training. Bei Charakterisierung der psychoanalytischen Auffassung, z. B. der Enuresis, der Onanie, der Angstzustände und des Stotterns bespricht der Autor auf Grund seiner persönlichen Feststellungen an einzelnen Kindern, inwieweit er Funde der Freudschen Schule bestätigen kann oder nicht. Wenn er hierbei meint, daß er in einzelnen Fällen von Tierangst bei „genauer Nachforschung" keine Beziehung zur Sexualität finden konnte, werden ihm ausübende Kinderanalytiker erwidern, daß zur genauen genetischen Erforschung eine analytische Technik notwendig ist, weil meist nur auf diesem Weg ein Stück Unbewußtes enthüllt wird. Die Tatsache, daß Angstzustände, ohne daß man ihre Genese gefunden und therapeutisch benützt hat, schwinden können, schließt nicht aus, daß das Kind in keinem sexuellen Konflikt gestanden hätte. Das Kapitel über Stottern gibt kein Bild von der psychoanalytischen Auffassung, vielleicht auch deshalb nicht, weil der Autor in der Beantwortung der Frage, wie bei seinem Material Stottern und Sexualität zusammenhängen, sich im Wesentlichen darauf beruft, daß er nicht den „Eindruck" hatte, Schuldgefühle, Angst und Onanie wären von primärer, ursächlicher Bedeutung. Gerade bei der Genese des Stotterns ist zur Entdeckung primärer Schädigungen die Analyse notwendig, wenn man sich über ihre Funde ein Urteil bilden will. Das Buch enthält in kurzer Form wertvolle poliklinische und privatärztliche Beobachtungen, es zeigt mit Nachdruck, daß die Aussichten jeder Therapie stark abhängig sind von den Bedingungen des behandelnden Arztes, es regt im Text- und Literaturnachweis an, sich mit Quellenforschung, auch der Freudschen, eingehend zu beschäftigen. Heinrich Meng, Frankfurt a. M.

M. DORER, Historische Grundlagen der Psychoanalyse. Verlag Felix Meiner in Leipzig, 1932. 184 Seiten. Karton. Preis Mk. 6.—.

Das Buch Dorers enthält keine Beiträge zur Frage der psychoanalytischen Pädagogik, wohl aber eine Fülle von Material über die historische Entwicklung der heutigen Psychologie unter dem Einfluß der Psychologen, Philosophen und Psychiater des 19. Jahrhunderts. Besonders breiten Raum nimmt die Kennzeichnung der Herbartschen Lehre ein, deren starke Nachwirkung noch in der heutigen Pädagogik zutage tritt. Die Autorin sieht einen engen Zusammenhang zwischen Freud und Herbart in ihrer gemeinsamen Denkstruktur als Forscher, charakterisiert aber auch alle andern psychologischen Strömungen des 19. Jahrhunderts, soweit historisch Beziehungen zu den Anfängen der Freudschen Forschung nachweisbar sind.

Hauptfragen Dorers sind, ob eine historische Kritik die Behauptung stütze, daß Freud eine historisch ganz unabhängige Lehre aufgebaut habe, und ob Freud die Grenzen seiner Kompetenz eingehalten habe. Beides verneint Dorer. Die Autorin irrt, wenn sie mit ihrer Kritik der psychologischen Seite der Psychoanalyse die Freudsche Lehre als Ganzes zu erfassen glaubt. Wenn sie meint, daß aus der zeitgeschichtlichen Abhängigkeit der Psychoanalyse ihre Einseitigkeit resultiere, so muß dem gegenüber betont werden, daß ihre rein psychologische Wertung der psychoanalytischen Begriffe und Theorien eine weit stärkere Einseitigkeit ergeben muß, denn die Psychoanalyse ist eine praktische lebendige Disziplin und Heilmethode, die sich täglich der Wirklichkeit anpassen muß und in fließender Entwick-

lung begriffen ist. Dorer — das ist einer ihrer Grundirrtümer — behandelt die Psychoanalyse so, als ob sie nur Psychologie wäre. Auch der Titel ihres Werkes ist so gefaßt. Über den Kompetenzbereich der Psychoanalyse hat sich Freud des öfteren ausgesprochen, z. B. in seiner Einleitung zur „Urgestalt der Brüder Karamasoff". Der Charakter der Psychoanalyse als empirischer Wissenschaft muß immer unterstrichen werden, weil die Gegner ebenso wie die neutralen Kritiker immer eine einheitliche Systematik fordern. Vom Autor hat Freud selbst im „Handbuch der Sexualwissenschaft" von Marcuse die richtige Antwort gegeben: „Die Psychoanalyse ist kein System wie die philosophischen, das von einigen scharf definierten Grundbegriffen ausgeht, mit diesem das Weltganze zu erfassen sucht, und dann, einmal fertig gemacht, keinen Raum mehr hat für neue Funde und bessere Einsichten. Sie haftet vielmehr an den Tatsachen ihres Arbeitsgebietes, sucht die nächsten Probleme der Beobachtung zu lösen, tastet sich an der Erfahrung weiter, ist immer unfertig, immer bereit, ihre Lehren zurechtzurücken oder abzuändern. Sie verträgt es so gut wie die Physik oder die Chemie, daß ihre obersten Begriffe unklar, ihre Voraussetzungen vorläufige sind, und erwartet eine schärfere Bestimmung derselben von zukünftiger Arbeit".

Eine fruchtbare Kritik ist der Psychoanalyse erwünscht. Die Fragestellung der Dorerschen Kritik ist aber eine unfruchtbare; es ist immer von vorneherein zuzugeben, daß keine Forschung von den vorausgegangenen Forschungen völlig unabhängig sei. Wir lassen auch zwischen den schöpferischen Autoren das Gesetz der Determinierung gelten. Daß Dorer diese historischen Zusammenhänge aufsucht und darstellt, macht ihr Buch für alle wertvoll. Vielleicht mehr, als sie selbst weiß, wirbt ihre Kritik für Freud, weil sie die Widerstände beseitigt, die dem allzuneuen gelten!

Heinrich Meng, Frankfurt a. M.

MARGARETE RADA. Das reifende Proletariermädchen. Ein Beitrag zur Umweltforschung. Arbeiten zur pädagogischen Psychologie. Herausgegeben von Charlotte Bühler und Viktor Fadrus. Heft 8. Deutscher Verlag für Jugend und Volk, Wien-Leipzig, 1931.

Auf Grund von Beobachtungen (in Schule, Haus, Spielleben), Umfragen, Aufsatzthemen, zwangslosen Gesprächen mit ungefähr 100 Mädchen des Alters von elf bis dreizehn Jahren, versucht Rada die Beziehung des Proletariermädchens zu seiner Umwelt zu erfassen. Häusliches Milieu, Wohnraum, Lernplatz und Aufgaben, Berufe der Eltern, Familienleben am Abend, Kinobesuch, häusliche Arbeiten, Freizeitbeschäftigung, Einstellung zur Schule, zu den Unterrichtsfächern, Bewertung der Schule, Turnverein, katholische Kongregation, Rote Falken, Bücherbesitz, Lektüre, Park, Gasse und Wiese, — werden dargestellt. Die statistischen Tabellen machen die Darstellung plastischer, aber sie haben, worüber sich Rada nicht klar zu sein scheint, keinen Wert als „exaktes" Erkenntnismittel. Die engen Grenzen, die der von Rada angewandten Methode gezogen sind, werden besonders deutlich an dem Kapitel: „Die Einstellung des Mädchens zu sexuellen Problemen." (Seite 67 bis 74.) Es bringt im Einzelnen manches interessante Material. Zusammenfassend meint Rada: „Die Rolle, die das Sexuelle spielt, ist allgemein eine recht geringe. Nur bei vier Kindern von sechzig, drängt die Beschäftigung mit dem Sexuellen alle anderen Interessen in den Hintergrund. Es sind diejenigen, für die schon Flirt und Liebschaft begonnen haben. Im allgemeinen birgt das Sexuelle für die Mädchen dieser Gesellschaftsschicht keine ungelösten Fragen, da sie mit den hierhergehörigen Fragen von Kind auf vertraut

sind . . . Daneben ist in manchen Fällen noch Mangel jedes feineren Schamgefühls dafür verantwortlich zu machen.“ So bringt dieses Kapitel, wie das ganze Buch, mehr Einsicht in das, was die Verfasserin bemerkte und beobachtete, als in die Struktur des Mädchens dieses Alters. Aus der psychoanalytischen Literatur wird nur Aichhorn erwähnt. S. Bernfeld, Berlin.

DR. PHIL. GRETE STULZ, **Die sonderpädagogische Arbeit am Jugendlichen.** Wege zur Heilpädagogik Nr. 7 der Beihefte der „Hilfsschule“. Carl Marhold, Halle a. S., 1930, 139 Seiten.

Die Verfasserin will zu den „gewöhnlich zur Überwindung der Schwererziehbarkeit angewandten besonderen Maßnahmen“, unter die sie auch die Psychoanalyse rechnet, eine neue Methode hinzufügen, die sie die „sonderpädagogische“ nennt. Diese Methode wird an einem Fall — einem 19jährigen Mädchen mit Verwahrlosungserscheinungen, darunter besonders Diebereien und Verlogenheit — demonstriert; die eigentliche Behandlung, welche nur kurz dargestellt wird, beruht auf der „Gestaltung des äußeren Lebenskreises“, in der „Gestaltung des inneren Lebenskreises“ und in einer sonderpädagogischen Einzelbeeinflussung, die hauptsächlich in einer Aussprache mit dem Zögling besteht. Die Verfasserin meint, daß sie sich dabei einer analytischen Methode bedient, doch will sie diese selbst zum Unterschied von der Psychoanalyse als psychagogisch aufgefaßt sehen. Vom Standpunkt der Psychoanalyse kann der berichtete Erfolg, der übrigens nur acht Monate zurückliegt, bloß als „Übertragungserfolg“ gewertet werden, nicht als eigentliche Heilung, die angewandten Mittel sind im Grunde nichts anderes als was die Verfasserin selbst „gesteigerte allgemeinpädagogische Einzelbeeinflussung“ nennt. Psychoanalyse und Adlers Individualpsychologie wird als einseitig abgelehnt, die Psychoanalyse außerdem für das schwererziehbare Kind für bedenklich, wenn nicht gefährlich gehalten. Dr. Hans Schikola, Wien.

ANTON TESAREK, **Das Kind ist entdeckt.** Beiträge zu einer volkstümlichen Seelenkunde. Wien 1933.

Der Verfasser dieser kleinen Schrift überzeugt durch diese Arbeit aufs neue von seiner maßvollen und vernünftigen Einstellung zu allen Erziehungsproblemen. „Die Arbeit bekennt sich — freilich nicht ausschließlich — zu wichtigen Forderungen und Entdeckungen des großen Sigmund Freud und seiner Schüler, ist von diesen neuen, so großartigen Erkenntnissen beeinflußt“ (pag. 11). Die Triebentwicklung erfährt eine nach analytischer Auffassung korrekte Darstellung und der Anteil der Psychoanalyse an diesen Erkenntnissen wird mehrfach erwähnt. Das Problem der Angst in der Erziehung wird nur kurz gestreift, der Ödipuskomplex nimmt in der Gesamtdarstellung nicht den Raum ein, der seiner Bedeutung entsprechen würde. Da es sich um eine Einführung handelt, die soziale und sozialistische Ziele besonders berücksichtigen will, hätte Referentin ein ausführlicheres Eingehen auf die Genese des Über-Ich, der Identifizierungen und Sublimierungen für wünschenswert gehalten. Auch die Tatsache, daß bei den Literaturhinweisen Sigmund Freuds gesammeltes Werk vergessen ist, kann nicht unerwähnt bleiben, weil es doch immerhin ein Schönheitsfehler ist.

Hedwig Schaxel, Wien.

Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Gesellschaft m. b. H., Wien I, Börsegasse 11. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wilhelm Hoffer, Wien IX, Lustkandlg. 12.
Druck von Emil M. Engel, Druckerei und Verlagsanstalt, Wien I, In der Börse.

Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik, VII. Jg. (1933), Heft 1 (Januar)

VII. Jahrg. Januar 1933 Nr. 1

Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik

Editha Sterba

Ein abnormes Kind

Aus seiner Krankengeschichte und Behandlung

Preis dieses Heftes Mark 1·—